Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt" und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 241. Mittwoch, den 14. Oktober 1908. 15. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das wöchentliche Unterhaltungsblatt.

Der moderne Rechtsstaat als Klassenstaat.

II.

Betrachten wir die Praxis des heutigen Staates, so fällt uns vor allen Dingen die ungleiche Behandlung auf, die die Arbeiter gegenüber den Angehörigen der anderen Bevölkerungsschichten genießen. Die Verwaltungsbehörden scheinen gar keine Ahnung davon zu haben, daß bei uns die Rechtsgleichheit aller Bürger offiziell existiert. Überall ist die Ansicht maßgebend, daß der Arbeiter minderen Rechts sei als die anderen Staatsbürger und daß er zufrieden sein müsse, wenn er überhaupt geduldet werde. Vergleichen wir nur, wie das Recht an den Straßen und öffentlichen Plätzen in der Praxis gehandhabt wird. Die Angehörigen der „nach Bildung und Besitz maßgebenden Bevölkerungsschichten" dürfen so viel Straßenumzüge machen wie sie wollen; sie stören weder den Verkehr, noch gefährden sie die Sicherheit des Staates. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht die bürgerlichen Vereine mit lautem Tamtam durch die Straßen ziehen und sich als Herren der Straße aufspielen, wollen aber die Arbeiter das gleiche tun und ebenfalls in geschlossenem Zuge ihrem Festlokal zuwandern, so tritt die Polizei hindernd dazwischen. Dann regnet es Verbote und Polizeistrafen, und die urältesten, längst verschimmelten Gesetzesparagraphen werden herangezogen, um diese ungleiche Behandlung zu rechtfertigen. Anstatt offen zuzugeben, daß man von einer Rechtsgleichheit nichts wissen will, wendet man alle möglichen Kniffe und Pfiffe an; schier unerschöpflich ist die Rüstkammer, aus denen die Behörden ihre rostigen Waffen hervorsuchen, die das gleiche Recht der Arbeiter erschlagen sollen. Auch bei der Überwachung der Versammlungen tritt dies doppelte Maß, mit dem gemessen wird, deutlich zutage. Die Versammlungen der Kapitalisten werden nicht überwacht, höchstens erscheint ein höherer Beamter, der die Grüße und Segenswünsche der Regierung überbringt; in den Versammlungen der Arbeiter thront eine Pickelhaube auf dem Podium, und die Ausführungen der Redner werden pflichtschuldigst zu Papier gebracht.

Besonders deutlich beobachten wir die Rechtsungleichheit auf dem Gebiete des Wahlrechts in Staat und Gemeinde. Durch allerlei Klauseln und Winkelzüge bringt man es fertig, die große Masse des Volkes von dem Mitbestimmungsrecht auszuschließen und speziell die Arbeiter zu entrechten. Man will eben nicht, daß die Arbeiter irgend einen nennenswerten Einfluß auf die Geschicke des Staates oder der Gemeinde haben sollen, und wo man dies nicht direkt und offen durch eine Beugung des Rechts fertig bringen kann, da sucht man es durch allerlei Schikanen und Hintertüren zu erreichen. Leuchtende Beispiele hierfür bieten die Wahlrechtsverschlechterungen in verschiedenen Staaten und Gemeinden, und auch die Verwaltungspraxis während eines Wahlkampfes zeigt uns, daß das Kaiserwort von der gleichen Behandlung der Arbeiter noch nirgends Befolgung gefunden hat. Nicht genug, daß man die Klassenscheidung bei der Wahl durchführt und das Wahlrecht an gewisse Vorrechte der Geburt oder des Besitzes knüpft, suchen die Behörden auch noch obendrein durch den ärgsten Terrorismus den Arbeitern das Wahlrecht illusorisch zu machen. Dieser behördliche Terrorismus, diese systematischen Versuche, das Ergebnis der Wahl in arbeiterfeindlichem Sinne zu fälschen und zu beeinflussen, sind zu bekannt, als daß wir noch nötig hätten, Beispiele anzuführen. Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, wenn wir sehen müssen, wie die Behörden mancher Staaten und Gemeinden während der Wahlzeit mit dem gleichen Recht für alle Schindluder treiben.

In ganz hervorragender Weise macht sich der Eiertanz des Rechtsstaates und seiner Organe dann bemerkbar, wenn die sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze in Frage kommen. Wir weisen da zunächst auf die behördliche Praxis gegenüber den Streikposten hin. Nach dem Gesetze haben die in einem Streik befindlichen Arbeiter das Recht, Posten auszustellen, die darauf achten sollen, daß zureisende Berufsgenossen von dem Bestehen des Streiks unterrichtet werden; sie haben das Recht, die Zureisenden über den Sachverhalt und die Streitpunkte aufzuklären und sie in ruhigem Tone aufzufordern, sich ihren streikenden Kollegen anzuschließen. Dieses theoretische Recht wird aber in der Praxis regelmäßig zunichte gemacht, denn die Polizei weist die Streikposten einfach von der Straße und überschüttet sie obendrein mit Strafmandaten. Und hier zeigt sich wieder einmal recht deutlich, in welch gewandter Weise sich die Behörden um die Klippen des bestehenden Rechts herumzudrücken verstehen. Sie verhaften und bestrafen die streikenden Arbeiter nicht, weil sie Streikposten stehen — Gott bewahre, dies Recht wird nicht angetastet! —, sondern weil sie den Verkehr hindern. Wie genial ist dies erdacht! Da vielfach in der Nähe eines Betriebes, in dem gestreikt wird, ein ziemlicher Verkehr herrscht, so liegt die Befürchtung nahe, daß die dort patrouillierenden Streikposten diesen Verkehr stören; und wenn auch keine Spur eines Verkehrs oder einer Verkehrsstörung in der ganzen Gegend zu entdecken ist, es genügt, wenn der überwachende Polizist die subjektive Überzeugung hatte, daß der Verkehr gestört werden könne. Ein einziger Polizist macht also das ganze Recht auf Streikpostenstehen illusorisch. Und darum liegt die Sache in der Praxis folgendermaßen: Die streikenden Arbeiter dürfen überall Streikposten ausstellen, am Nordpol, am Südpol, in der Wüste Sahara und auch auf dem Monde, nur nicht dort, wo gerade gestreikt wird. Gibt es wohl einen größeren Hohn auf die Rechtsgleichheit in einem Rechtsstaate?

Überhaupt während eines Streiks erstrahlt das gleiche Recht für alle im hellsten Lichte. Die streikenden Arbeiter werden wie Verbrecher und Aufrührer behandelt und müssen überall die harte Polizeifaust fühlen; man tut gerade, als ob das Streiken ein Verbrechen sei gegen die geheiligte Ordnung des Staates und gegen das unantastbare Ausbeutungsrecht des Kapitals, während doch in Wirklichkeit der moderne Rechtsstaat die Niederlegung der Arbeit, das Streiken, als eine berechtigte Waffe der Arbeiter in den wirtschaftlichen Kämpfen ausdrücklich anerkannt hat. Aber was kümmert sich die Praxis der Behörde um diese schöne Theorie? In den Augen der Behörden sind die streikenden Arbeiter nun einmal Verbrecher, die hart angefaßt werden müssen, aber die Streikbrecher dürfen sich alles erlauben, sie sind die Herren der Situation. Dieses Gesindel, das die Zuchthäuser und Kaschemmen ausgespien haben, wird von der Polizei verhätschelt und förmlich gestreichelt. Wie häufig liest man, daß die Herren Streikbrecher mit geladenen Revolvern herumlaufen und streikende Arbeiter einfach niederknallen, ohne daß ihnen selbst ein Haar gekrümmt wird! Aber darf uns das wundernehmen, wenn selbst die Staatsanwälte, die berufenen Vertreter des Rechtsstaates, die streikenden Arbeiter als „arbeitsscheue Bummler" bezeichnen, die „von den Streikgroschen ein faules Leben führen", und wenn sie andererseits die Streikbrecher preisen als „die ordnungsliebenden, staatstreuen Elemente, die guten, sorgenden Familienväter, die fleißigen Arbeiter, die keine Lust haben, anderen Leuten auf der Tasche zu liegen." Ist es nicht noch in frischer Erinnerung, daß ein Breslauer Staatsanwalt die Äußerung tat, es gäbe keine Strafe, die hoch genug sei, um die Beleidigung eines Streikbrechers zu sühnen? Wo solche Anschauungen vertreten sind, da kann selbstverständlich von einer gleichen Behandlung im Sinne des geschriebenen Rechts keine Rede sein, da muß die Rechtspraxis die Rechtstheorie einfach ins Gesicht schlagen.

Müssen wir auch noch die Tätigkeit unserer Gerichte heranziehen? Gewiß, sie hüllen sich in den Mantel des Rechts und wahren krampfhaft den Schein; mit sittlicher Entrüstung weisen sie den Vorwurf der Klassenjustiz zurück. Welcher denkende Arbeiter aber, der das öffentliche Leben mit Interesse verfolgt, wäre nicht in der Lage, Dutzende von Beispielen anzuführen, ohne sich lange bedenken zu müssen, die beweisen, daß die Gerichte unbewußt und instinktiv gegen die organisierten, um eine Hebung der Lebenslage kämpfenden Arbeiter Partei ergreifen? Und wenn, nach der Meinung des Jenaer Rechtslehrers Richard Loening, das Recht nicht eine Sache des grübelnden Verstandes, sondern des Gefühls ist, und wenn deshalb das Recht mit dem Rechtsgefühl des Volkes übereinstimmen muß, so sind wir leider hiervon noch sehr weit entfernt. Heute steht das Recht mit dem Rechtsgefühl der besitzlosen Volksklasse im schreienden Widerspruch, und mag auch der moderne Staat noch so verzweifelte Anstrengungen machen, sich als Rechtsstaat aufzuspielen, uns wird dieser Eiertanz nicht täuschen. Wir werden ihm immer von neuem wieder den Vorwurf entgegenschleudern, daß er ein Klassenstaat ist, und wir werden nicht ruhen und rasten, bis wir den Klassenstaat in einen Rechtsstaat umgewandelt haben.

Brutus.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Wo man sparen könnte.

Auf bedeutende Posten, die gespart werden könnten, verweist ein Blatt der gerade nicht regierenden Zentrumspartei, die „Köln. Volksztg.". Sie bespricht die ostasiatischen Unternehmungen des Reichs, die mit der teuren weltpolitischen Ära inauguriert wurden und auch heute noch eine schwere Last für den Reichshaushalt bilden. Das Pachtgebiet Kiautschou, welches sich für die deutsche Industrie und den deutschen Handel als nahezu wertlos erwiesen hat, dessen einzige lokale deutsche Industrie, die Kohlenminen der Schantunggesellschaft liegen nicht im Pachtgebiet, eine Art Seidenspinnerei vor kurzem verkrachte, oder doch in Liquidation treten mußte, hat bis jetzt schon weit über 100 Millionen Mark verschlungen, es belastet auch heute noch den Etat mit jährlich 10 bis 12 Millionen Mark, ohne die indirekten Ausgaben, welche durch dieses Pachtgebiet dem Reiche verursacht werden.

Ähnlich steht es mit der „ostasiatischen Expedition", die auch nach Beendigung aller Feindseligkeiten noch weit über 60 Millionen verschlungen hat und nach wie vor schwere Lasten für die Reichsfinanzen bildet, obwohl bereits die meisten anderen Staaten ihre Expeditionen zurückgezogen oder auf eine einfache Gesandtschaftswache reduziert haben; Staaten, welche weit wichtigere politische und wirtschaftliche Interessen in China zu vertreten haben als Deutschland.

Zur Begründung der schweren Opfer, welche die deutschen Steuerzahler bereits für diese ostasiatische Weltpolitik bringen mußten, wird auf die wichtige kommerzielle Bedeutung Ostasiens für die deutsche Industrie hingewiesen, und ein „hervorragender Staatsmann" redete noch vor kurzem davon: die großartige Entwicklung des deutschen Ausfuhrhandels nach Ostasien erfordere eine solche Machtentfaltung. In Wirklichkeit ist der deutsche Ausfuhrhandel nach Ostasien (abgesehen von demjenigen nach Japan, dem eine „Machtentfaltung" nur schaden könnte), ständig im Rückgang, z. B. zeigen die deutschen Ausfuhrziffern nach China folgende Ergebnisse. 1905: 75 800 000 Mk., 1906: 67 800 000 Mk., 1907: 63 200 000; also stetiger Rückgang trotz der weltpolitischen Maßnahmen.

Die von dem Zentrumsblatt aufgemachte Rechnung wird schon stimmen. Aber es ist beizufügen, daß die kostspielige ostasiatische Politik in einer Zeit geboren wurde, da das Zentrum noch ausschlaggebenden Einfluß ausübte, so sehr, daß man damals den katholischen Missionsbischof Anzer für den Urheber des unglücklichen Gedankens, Kiautschou zu pachten, hielt.

Einen wohlverdienten Fußtritt

erhält der „Afrikaner" Dr. Semler. In der in Swakopmund erscheinenden „Deutsch-Südwestafrikan. Zeitung" lesen wir:

„Der Reichstagsabgeordnete Dr. Semler soll als Nachfolger Dr. Scharlachs in den Aufsichtsrat der Südkamerungesellschaft eintreten. Infolgedessen wird damit gerechnet, daß er sein Amt als Referent der Budgetkommission über den Kolonialetat niederlegt. Der erste Teil dieser Nachricht kann uns ziemlich gleichgültig sein, ihr zweiter Teil aber wird sicher hier mit Freuden begrüßt werden. Denn mögen auch sonst die wirtschaftlichen und politischen Ansichten in Südwestafrika weit auseinandergehen, in einem Punkte herrscht wohl volle Einmütigkeit, und das ist der Wunsch, daß Dr. Semler sich möglichst wenig um uns bekümmere und uns tunlichst in Ruhe lassen möge. Seine neunwöchentliche Spritztour durch unser Land, deren spärliche Erlebnisse dann in seinem Buche breit getreten sind, hat das Verlangen nach einem Wiedersehen mit ihm hier jedenfalls nicht gesteigert. Wenn Dr. Semler in seiner kolonialpolitischen Tätigkeit bisher noch verhältnismäßig wenig Schaden angerichtet hat, so war dies nur dem Umstande zu verdanken, daß er bei allen Parteien im Reichstage, am meisten bei seiner eigenen, in hohem Maße unbeliebt ist."

Da müssen die Südwestafrikaner mit Herrn Dr. Semler wohl eigenartige Erfahrungen gemacht haben.

80 Millionen aus der Nachlaßsteuer.

Nach Blättermeldungen sollen die Bundesratsausschüsse in vergangener Woche die Nachlaßsteuer genehmigt haben. Der Ertrag dieser Steuer soll auf 80 Millionen Mark jährlich veranschlagt sein. Die Nachlaßsteuer ist insofern mit der Wehrsteuer verbunden, als die Nachlässe der Männer, die nicht im Heere gedient haben, einen Steuerzuschlag tragen sollen. Außerdem soll mit der

Nachlaßsteuer auch das beschränkte Erbrecht verbunden worden sein, und zwar in der Weise, daß das Reich als Erbe eintreten soll bei Intestaterbschaften, die an entferntere Verwandte über Geschwisterkinder hinaus fallen würden. Der Ertrag dieser miteinander verbundenen Steuerpläne soll auf 80 Millionen veranschlagt sein, nicht der Ertrag der Nachlaßsteuer allein.

Diese Meldung, die wir der „Deutschen Tageszeitung" entnehmen, erscheint nicht sehr wahrscheinlich. Ohne Änderung des Bürgerlichen Gesetzbuches und des dort geregelten Erbrechts ist eine Beschränkung desselben in der Weise, daß gewisse Erbschaften, für welche Erben in näherer Verwandtschaftslinie nicht vorhanden sind, an den Fiskus fallen, nicht wohl möglich. Aber das ist jetzt auch minder wichtig. Die „Deutsche Tageszeitung" macht diese Rechnung nur, um festzustellen, daß auf die Nebensteuern der Nachlaßsteuer 35, auf die Nachlaßsteuer selbst 45 Millionen Mark entfallen würden.

Und sie fügt hinzu:

„Die Aufgabe der grundsätzlichen Gegner der Erbschaftssteuer wird es also sein, zu suchen, auf welche Weise diese 45 Millionen Mark ersetzt werden können. Einen solchen Ersatz zu finden, dürfte nicht sonderlich schwierig sein, und mit einem zweckmäßigen Ersatze werden sich die Liberalen schließlich ebenso gern abfinden wie der Reichsschatzsekretär."

Der Ersatz würde natürlich in indirekten, die besitzlosen Klassen des Volkes belastenden Steuern gesucht werden. Die Schamlosigkeit derer von Besitz würde nicht Anstand nehmen, in die Taschen der Arbeiter zu greifen und daraus die Mittel zur Linderung der Reichs-Finanznot zu holen und dann Loblieder anzustimmen über den „Idealismus des deutschen Bürgertums", das freudig Opfer für das Vaterland bringt! —

Man weiß in der Tat nicht, was ekelhafter ist, die Frechheit oder die Heuchelei dieser Gesellschaft.

Gut Ding will Weile haben!

So denkt jedenfalls auch die Reichsregierung bezüglich der dringend notwendigen Reform der Gewerbeordnung. Sie läßt offiziös verkünden:

„Neuerdings mehren sich die Fälle, in denen Interessentenverbände, veranlaßt durch Zeitungsartikel, Auskunft über beabsichtigte Änderungen der Gewerbeordnung vom Reichsamt des Innern erbitten. Wie die Reichstagsverhandlungen der letzten Jahre ergeben, werden von politischen Parteien und von Interessenten Abänderungen der Gewerbeordnung auf mannigfachen Gebieten erstrebt, und wiederholt ist vom Bundesratstische aus erklärt worden, daß Arbeiten über verschiedene solche Abänderungen eingeleitet worden sind. Sobald zur Publikation geeignete Entschließungen der Reichsregierung gefaßt sein werden, wird die Öffentlichkeit Kenntnis davon erhalten. Gegenwärtig ist dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen."

So, nun weiß die Öffentlichkeit wenigstens, woran sie nicht ist. Man hat die Arbeiten zur Abänderung der Gewerbeordnung eingeleitet und vertröstet die Bevölkerung auf spätere Zeiten. Es werden wohl noch ein paar Generationen darüber hinwegsterben, ehe die Reformpläne der Regierung bekannt gegeben werden können.

Die Diätenfrage der preußischen Landtagsabgeordneten

soll einer Änderung unterzogen werden und zwar nach dem Vorbild der Reichstagsdiäten. Gleich nach dem Zusammentritt des Landtages sollen diesbezügliche Verhandlungen zwischen den Parteien und der Regierung gepflogen werden.

Er reißt den Mund wieder einmal sehr weit auf!

In einer in Köln stattgefundenen Zentrumsversammlung forderte Erzberger Streichungen beim Militäretat, wie: Fortfall der Paraden, Verringerung der Adjutanten des Kaisers, und auch die Kavallerie soll nicht mehr so glänzend ausgestattet werden. Ehe diese Forderungen nicht erfüllt sind, wolle das Zentrum keinen Pfennig neuer Steuern bewilligen.

Liberale Sachsen.

Die liberale Landesvereinigung Sachsens hielt Sonntag ihre Landesversammlung in Freiberg ab. Sie forderte die Schaffung einer Reichseinkommensteuer und die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf die direkten Deszendenten. Es wurde ferner beschlossen, eine Verschmelzung der Freisinnigen Volkspartei mit der Freisinnigen Vereinigung einzuleiten. Zur sächsischen Wahlrechtsfrage nahm die Landesversammlung einstimmig eine Resolution an, für die sächsische Kammer die Einführung des Reichstagswahlrechts zu verlangen, und erklärte den Regierungs- und Kompromißentwurf als unannehmbar.

Die Wahlen zum anhaltischen Landtage

fanden gestern statt. Gewählt wurden: 12 Nationalliberale, 6 Freisinnige, 1 Sozialdemokrat und 6 Abgeordnete unbestimmter Parteistellung.

Österreich-Ungarn.

Die österreichische Sozialdemokratie und die Annexion. Am Sonnabend hat in der Ausschußsitzung der österreichischen Delegationen auch unser Parteigenosse Reichsratsabgeordneter Pittoni das Wort ergriffen und bei dieser Gelegenheit namens der sozialdemokratischen Partei folgende Erklärung abgegeben: Die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Österreich hält an ihrem Prinzip fest, daß nur den Völkern selbst das Recht der Bestimmung ihres eignen Schicksals zusteht, und sie wird in Zukunft wie bisher mit allen Kräften dahin wirken, daß durch die Demokratisierung des Staates die Vorbedingungen zu einem wirklichen Selbstbestimmungsrecht der Völker geschaffen werden. Sie erblickt in der Angliederung der okkupierten Länder Bosniens und der Herzegowina nicht mehr als die formelle Feststellung einer längst bestehenden Tatsache, die an sich für die ruhige Entwicklung und Erfüllung der Bedürfnisse der dort lebenden Völker keine einzige Garantie mehr bedeutet, als heute schon besteht. Wenn wir auch erwarten und mit aller Entschiedenheit fordern, daß dieser staatsrechtliche Akt unverzüglich der verfassungsmäßigen Genehmigung des österreichischen Reichsrats vorgelegt werde, so müssen wir uns doch dagegen verwahren, daß die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches in einer so wichtigen Sache im Wesen vor vollendete Tatsachen gestellt werden. Wir können auch die Besorgnis nicht verschweigen, daß durch diese Aktion die Bedrohung des Friedens keineswegs vermindert und daß sie zum Vorwand genommen werden wird, den Völkern Österreichs neue militärische Lasten aufzuerlegen. Der Einfluß der Aktion auf unsere Orientpolitik erscheint auch keineswegs geeignet, unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu den Balkanländern sonderlich zu fördern. Eine Gefahr ist naheliegend: daß die Festigkeit des jungtürkischen Regimes, an das sich die Hoffnungen für eine gedeihliche Entwicklung der Verhältnisse auf dem Balkan knüpfen, erschüttert und in seiner Betätigung gehemmt werde. Zugleich konstatieren wir, daß die Balkanpolitik unseres Auswärtigen Amts in schroffstem Widerspruch steht zur agrarischen Aussperrungstendenz, die unsere Handelspolitik auf dem Balkan beherrscht. Wir müssen auch bei diesem Anlaß die Anklage erheben, daß die bisherige Verwaltung der okkupierten Länder es verabsäumt hat, die Völker kulturell und politisch zu fördern, ja daß sie sich so schwere Mißbräuche zuschulden kommen ließ, daß sie darum noch heute von einem großen Teile der Bevölkerung als fremde, ja feindliche Macht angesehen wird. Darum müssen wir auch in allererster Linie und mit allem Nachdruck verlangen, daß dieses Versäumnis schleunigst gutgemacht wird, und daß die für Bosnien und die Herzegowina in Aussicht gestellte Verfassung ernste Garantien für die politische Entwickelung schaffe und daß den arbeitenden Klassen jener Länder mindestens jenes geringe Ausmaß politischer Rechte und sozialpolitischer Einrichtungen gewährt werde, das Österreich heute schon besitzt. In seinen weiteren Ausführungen forderte unser Genosse den Minister Aehrenthal auf, dafür zu sorgen, daß die Einführung des gleichen Wahlrechts für Ungarn nicht verzögert werde. Eine Aufforderung, der der Minister schleunigst auswich, indem er seine Kompetenz in Zweifel stellte.

Eine neue Verhaftung. Die Polizei in Budapest verhaftete den Sekretär des Fachvereins der Maschinenarbeiter Karl Payer, weil derselbe bei den am Donnerstag stattgefundenen Straßenunruhen an die Demonstranten Revolver verteilt und dieselben aufgefordert hat, die Polizisten niederzuschießen. Wir zweifeln nicht, daß die Polizei sich mit dieser Verhaftung ebenso blamieren wird, wie mit der Verhaftung der Mitglieder der Parteileitung, die am nächsten Tage wieder freigelassen werden mußten.

Die Annexion ist im Einverständnis mit Rußland und England vollzogen worden. Das „Neue Wiener Tageblatt" veröffentlicht folgende, anscheinend offiziöse Mitteilung: Gegenüber der in ausländischen Blättern mit großer Hartnäckigkeit auftauchenden Meldung, daß keine Macht vorher von der beabsichtigten Annexion verständigt worden sei, glauben wir feststellen zu können, daß England und Rußland anläßlich der Entrevuen von Salzburg und Buchlowitz von der bevorstehenden Annexion verständigt worden sind und keine Einwendungen erhoben haben.

Rußland.

Vergiftungen im Gefängnis. Am 6. Oktober sollten in Kiew drei Personen, Ssenowenko, Krawtschenko und die Lehrerin Prißjaschnuk, die vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt waren, hingerichtet werden. Den Verurteilten gelang es, sich Gift zu verschaffen, das sie einige Tage vor der Hinrichtung zu sich nahmen. Die Lehrerin Prißjaschnuk starb infolge der Vergiftung, Ssenowenko und Krawtschenko jedoch wurden vom Gefängnisarzt nach langer Mühe gerettet — um am folgenden Tage „offiziell" hingerichtet zu werden. Der russischen „Gerechtigkeit" ist nun Genüge getan.

Afrika.

Der Zusammenschluß Südwestafrikas. In den nächsten Tagen treten in Durban (Natal) die Delegierten der Kapkolonie, Natals, Oranjens, Transvaals und Rhodesiens zu einer Konferenz zusammen, um über die Bildung eines neuen Gemeinwesens, das von Kapstadt bis zum Sambesi reichen soll, zu beraten. Es handelt sich um die Gründung der Vereinigten Staaten von Südafrika, die im Mai dieses Jahres auf einer Konferenz in Pretoria beschlossen wurde. Die Hauptfrage, die die Delegierten beschäftigen wird, dreht sich um die Organisationsform. Soll das neue Gemeinwesen eine zentralistische oder föderalistische Form haben? Sollen die einzelnen Parlamente zugunsten eines zentralen Parlaments aufgegeben werden, oder sollen sie bleiben und nur die allgemeinen Interessen einem Reichsparlamente abtreten? Die nächste wichtige Frage betrifft die Haltung gegenüber den Eingeborenen. Große Schwierigkeiten wird auch die Aufstellung einer gemeinschaftlichen Zollpolitik bereiten. Dagegen ist der alte Gegensatz zwischen Briten und Buren vielfach verschwunden, so daß die Vertreter beider Völkerschaften jetzt gemeinschaftlich darüber beraten können, wie eine einheitliche südafrikanische Nation unter britischer Flagge zu schaffen sei.

Die Oldenburger Landtagswahl.

Man schreibt uns aus Oldenburg:

Was der Ausfall der Wahlmännerwahlen zum Oldenburger Landtag vermuten ließ, haben die Abgeordnetenwahlen am 13. Oktober bestätigt: eine Verstärkung des Agrariertums. Ist es auch schwer, die parteipolitische Zugehörigkeit jedes einzelnen der gewählten Abgeordneten genauer zu bestimmen, da die Wahlen sich bürgerlicherseits nicht durch Parteiorganisationen vollziehen, so kann doch mit Gewißheit gesagt werden, fortschrittlich gesonnene Elemente sind es zumeist nicht, die als neue Männer in den Landtag an Stelle der nicht wiedergewählten einziehen. Der Oldenburger Landtag zählt 40 Abgeordnete; die Zahl vermehrt sich um 4, da nach jeder Volkszählung auf je 10000 Einwohner mehr ein Abgeordneter mehr entfällt. An dieser Vermehrung nimmt die Sozialdemokratie im Wahlkreis Amt Rüstringen teil, der statt 3 jetzt 4 Abgeordnete stellt. Rüstringen war sozialdemokratisch vertreten; die bisherigen Abgeordneten, die Genossen Hug-Bant, Schultz-Bant und Heitmann-Oldenburg sind einstimmig wiedergewählt und Genosse Meyer, Geschäftsführer der Metallarbeiter in Bant, ist als vierter Abgeordneter hinzugewählt. Das Mandat im Fürstentum Lübeck hat unsere Partei verloren; dort siegte das liberal-agrarische Kartell gegen uns, sodaß zwei Bauernbündler und zwei Liberale gewählt sind, darunter der Lehrer Voß-Eutin, der bereits Abgeordneter war. Hier zieht der Gutsbesitzer v. Levetzow als Bauernbundsführer mit in den Landtag ein. Der Wahlkreis Delmenhorst, Stadt und Land, wählte agrarisch, darunter den Bauernbundsführer Müller-Nutzhorn, der seit dem Einbringen der Wahlrechtsreform mit direkter Wahl gegen das Wahlgesetz gewütet hat und vor allem das gleiche Wahlrecht bekämpft. Als 6. Abgeordneten wählte man den liberalen Bürgermeister Koch-Delmenhorst, um die Stadt nicht ganz zu düpieren. Hier hatten unsere Genossen die Stadt Delmenhorst bei der Wahlmännerwahl erobert, das reichte aber nicht aus, um den Sieg zu erringen. Im Wahlkreis Stadt und Land Oldenburg sind 7 Abgeordnete zu wählen. Hier wurden von den städtischen Abgeordneten zwei wieder gewählt, darunter der Bürgermeister Tappenbeck; neu gewählt wurde der Syndikus der Handelskammer Prof. Durfthoff, der bei den Zolltarifkämpfen dem Handelsvertragsverein angehörte. Der freisinnige Reichstagsabgeordnete Lehrer Ahlhorn, der hier als Vater der Wahlreform von den Bürgerlichen gefeiert wird, wurde mit sozialdemokratischer Hilfe gegen einen Bauernbündler wiedergewählt. Sonst stellt Oldenburg noch einen Mittelstands-Parteiler, einen mittleren Beamten und einen Hofmann, den Gutsbesitzer Funch-Loy, sowie einen Landwirt, der liberal sein soll. Hier hatten unsere Genossen 31 Wahlmänner in die Wagschale zu werfen; wir erhielten von bürgerlicher Seite 10 Stimmen Zuwachs. Im Wahlkreis Jever mit 2 Abgeordneten unterlag der linksliberale Abg. Daun gegenüber einem bündlerischen Draufgänger.

Das Oldenburger Münsterland wählte wieder seine Zentrumsmänner; eine nennenswerte Veränderung vollzieht sich durch die Wahl des Professors Frye, der als Neuling einzieht. Im Wahlkreis Brake, der industriellen Weserecke, wurde der liberale Abg. Tantzen-Stollhamm, bekannt durch seine Leitsätze zur Schulgesetzreform, mit nur knapper Mehrheit wiedergewählt, gegenüber einem Wahlreformgegner. Im Fürstentum Birkenfeld wurde der Freikonservative v. Hammerstein-Abentheuer, der schon einmal Landtagsabgeordneter war, gewählt; ferner der Rechtsanwalt Dörr, liberal, neben 3 ländlichen Abgeordneten. In den übrigen Wahlkreisen haben sich nennenswerte Veränderungen nicht vollzogen. Das Gesamtbild und das charakteristische des Wahlausfalles ist der Niedergang des entschiedenen Liberalismus. Unsere Partei hat sowohl an Urwählerstimmen als an Wahlmännerstimmen gewonnen. — Ist nach dem Vollzug der Wahlen auch die Wahlreform mit dem direkten Wahlrecht nicht gefährdet, so hat der Kampf um dieselbe jetzt zu gelten der Erhaltung des gleichen Wahlrechts.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 14. Oktober.

Achtung Maurer! Wegen Akkordarbeit ist über die Akkordanten (Zwischenmeister) Mädel, Fackenburger Allee Nr. 51, Jabs, Werderstraße Nr. 28 die Sperre verhängt. In Betracht kommen folgende Bauten der Firma Görner u. Heidenreich: Fünfhausen Nr. 21—23, Grützmühle in der Hafenstraße, Stelbau Marli, Kaltenhof bei Schwartau.

Achtung Bauarbeiter! Über die Stelbauarbeiten in der Marlistraße, ausgeführt von der Firma Heidenreich und Görner, ist wegen Nichtinnehaltung der tariflich festgesetzten Arbeitszeit die Sperre verhängt. Ferner ist die Sperre über die Arbeiten der Akkordanten F. Mädel und J. Jabs im Fünfhausen und über den Bau Hafenstraße (Grützmühle) wegen Entlassung sämtlicher Bauarbeiter verhängt.

Bürgermeister Dr. Schön, der am Sonntag von einem Schlaganfall betroffen wurde, ist gestern mittag 2¾ Uhr, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, gestorben. Der Entschlafene, der 1843 in Lübeck geboren war, hat ein Alter von 65 Jahren erreicht. Herr Bürgermeister Dr. Schön war vor seiner Wahl in den Senat im Jahre 1895 Staatsanwalt; auch als solcher genoß er das Ansehen eines streng objektiven, gerecht denkenden Beamten. In seinem Wesen war Bürgermeister Dr. Schön einfach und schlicht; ein milder Ton klang aus allen Reden, die er als Senatskommissar bei den verschiedensten Anlässen in der Bürgerschaft hielt. Das Bürgertum Lübecks hat mit Bürgermeister Dr. Schön einen seiner besten Männer verloren. Auch wir, die von seinen politischen und wirtschaftlichen Ansichten eine Welt scheidet, erkennen seine Tätigkeit und vor allen Dingen seinen Willen, dem Wohl unseres Staatswesens zu dienen, gern an.

Die Aussprache über die Frage der Budgetbewilligung, die hierorts anläßlich der Berichterstattung vom Nürnberger Parteitag in zwei Versammlungen des Sozialdemokratischen Vereins erfolgte, gibt verschiedenen bürgerlichen Blättern Veranlassung, mehr oder minder geistreiche Betrachtungen über den Mangel an Geschlossenheit innerhalb unserer Partei anzustellen. Der „Landbote" schreibt u. a.:

Schwartz vertritt die schärfste Tonart, Wissell die revisionistische. Er hält es mit seinen Freunden für garnicht so unerhört, das Budget zu bewilligen. Würde man nur den Gasanstaltsarbeitern einen 8- oder 14tägigen Ferienurlaub bewilligen, so würden wir auch zu einer Zustimmung zum Gesamtbudget kommen! Wir halten solchen Urlaub durchaus für nicht unmöglich, dann hätte die Sozialdemokratie auch in Norddeutschland ihre — Ketzer. An sich ist es ja überhaupt ein unhaltbarer Zustand, daß die Sozialdemokraten in der Bürgerschaft beim Budget allerlei Spezialanträge stellen, natürlich um sie in die Tat umgesetzt zu sehen, kommt es dann aber zur Gesamtabstimmung, dann lehnen sie wieder alles ab, damit auch ihre eigenen Anträge. Das Verständnis für ein solches Verhalten fehlt uns völlig und wohl auch noch anderen Leuten — auch solchen in der Arbeiterschaft."

Es ist natürlich nicht zu verlangen, daß man in den Redaktionen freisinniger Blätter die eigene Parteigeschichte kennt; sonst würde man wissen, daß auch Fortschrittler und Demokraten bereits gegen das Budget gestimmt haben — allerdings nicht in Lübeck — um der Regierung ihr Mißtrauen zu bezeugen. Wenn dem „Landboten" dafür völlig

das Verständnis fehlt, so ist uns das natürlich höchst gleichgültig; die Einsicht der Arbeiter schätzen wir jedoch höher ein. Im übrigen wird man im Bürgertum wohl noch recht lange warten müssen, bis die Sozialdemokratie Lübecks unter ihren Bürgerschaftsmitgliedern Ketzer hat; das wird die Bewilligung eines Ferienurlaubs, der für Staats- und andere Arbeiter eine einfache Notwendigkeit ist, auch nicht bewirken.

Scherl in Lübeck an der Arbeit. Zu den ungesundesten Erscheinungen der Gegenwart gehört die sogenannte unparteiische Presse, die dazu bestimmt ist, für den Verleger möglichst große Gewinne abzuwerfen, auf den Leser jedoch verblödend und verwirrend zu wirken. Öde Sensationssucht, verbunden mit byzantinischer Schweifwedelei nach oben ziehen sich durch den reaktionellen Teil dieser Blätter, während die Inseratenspalten sich gern in den Dienst der Kuppelei und der Arbeitswilligenvermittlung stellen. Die Berliner Firma August Scherl ist zurzeit wohl die größte Fabrik angeblich unparteiischer Sensationsblätter. In ihrem Verlage erscheint der Berliner Lokal-Anzeiger, in dem besonders der Hofklatsch abgelagert wird. Ferner wird von Scherl die „Woche" herausgegeben, eine Zeitschrift, in der mit Vorliebe Bildnisse hoher und höchster Personen zur Erbauung des verehrten Publikums gebracht werden. Endlich ist noch der „Tag", in welchem die Firma Scherl alle möglichen betitelten Personen links und rechts schreiben läßt. Natürlich hat August Scherl es verstanden, aus der Urteilslosigkeit und der Sensationslust weiter deutscher Volkskreise für sich entsprechenden Nutzen zu ziehen. Er ist Millionär geworden und sein Reichtum ist noch im Wachsen begriffen. Das reizt ihn, mehr zu tun. Vor Jahren trat er mit dem Plan eines schlau erfundenen Sparsystems an die Öffentlichkeit, doch wurde sein Projekt bald durchschaut und derartig kritisiert, daß Scherl auf die Ausführung desselben verzichten mußte. Jetzt kündigt der Berliner Sensationszeitungsfabrikant der staunenden Mitwelt an, daß er das Mittel gefunden habe, durch welches das Volk sich emporlesen könne, nämlich durch eine Leihbibliothek. Wir haben bereits vor einiger Zeit unseren Lesern von diesem Plan in kritischer Weise Kenntnis gegeben. Dann herrschte eine Weile Stille über den Wassern. Nunmehr ist jedoch Scherl, resp. seine Bediensteten, in Lübeck an der Arbeit, um sich die nötigen Schäfchen zu suchen, die sich scheren lassen wollen. Er läßt durch uniformierte Leute in großen Kuverts, die an die Haushaltungsvorstände adressiert sind, Prospekte verteilen, die zur Benutzung seiner Leihbibliothek animieren sollen. Für die „Uneigennützigkeit" des Unternehmers, der seinen Mitmenschen zu „einem der wichtigsten, erhabensten Lebensgenüsse, dem rechten Bücherlesen" verhelfen will, spricht die Tatsache, daß er 10 Pfg. Leihgebühr für jedes Buch verlangt. Sehn Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein! Da übrigens schwerlich anzunehmen ist, daß Scherl der Bibliothekar dem Publikum bessere Kost bieten wird, wie Scherl, der Herausgeber des Lokalanzeigers und der Woche, so muß man der famosen Leihbibliothek mit dem größten Mißtrauen gegenüberstehen. Der Lübecker Arbeiterschaft bieten die Genossenschaftsbücherei und andere Bibliotheken ausgiebigste Gelegenheit, sich mit guter Lektüre unentgeltlich zu versehen. Sie bedarf eines geschäftskundigen Kapitalisten nicht, der seinen fein angelegten Leihbibliotheksplan nur ausgeheckt hat, um sich selbst zu bereichern.

Aus dem Gerichtssaal. Schöffengericht. Einen schlecht angebrachten Scherz muß der Tischler H. von hier mit 2 Wochen Gefängnis büßen. H., der Mitglied des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes ist, bemühte sich, einen mit ihm zusammenarbeitenden Kollegen für die Organisation zu gewinnen. Nachdem die Versuche vergebens waren, leistete sich der Angeklagte H. den Scherz, dem Mitkollegen Wasser in seine Taschenuhr zu spritzen. Diese Dummheit hat H. denn auch bereut und den Kollegen gebeten, ihm dies nicht so hoch anzurechnen. Trotzdem erstattete der Mitkollege, der sich später als ein Mitglied des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins entpuppte, Strafanzeige wegen Sachbeschädigung. Der Amtsanwalt unternahm den Versuch, aus dieser Lappalie einen Terrorismusfall zu konstruieren und beantragte 1 Monat Gefängnis. — Wegen Buchmachens auf dem Travemünder Rennplatz wurden der Lohndiener W. und der Gastwirt D. verurteilt und zwar W. zu 50 und D. zu 20 Mk. Geldstrafe. — Wegen Vergehen gegen die Gewerbeordnung war der Besitzer der Dünger- und Futtermittelfabrik in Schlutup unter Anklage gestellt. In genannter Fabrik wurden technische Veränderungen vorgenommen, die nach Ansicht der Behörden konzessionspflichtig gewesen seien. Vor dem Schöffengericht wurde durch zwei Sachverständige jedoch dahin plädiert, daß der Betrieb nach der Gewerbeordnung nicht konzessionspflichtig sei. Der Amtsanwalt ließ deshalb die Anklage fallen, worauf denn auch Freisprechung erfolgte. — Der Beamtenbeleidigung ist der frühere Gutspächter auf Lauen, W., angeklagt. Über dieselbe Sache ist bereits schon früher verhandelt und berichtet worden. Im gestrigen Termin beantragte der Amtsanwalt, die Verhandlung auszusetzen. Nach Ablehnung des Antrages beantragte er, auf 6 Wochen Gefängnis zu erkennen. Das Urteil soll am 20. Oktober verkündet werden. — Der versuchten Nötigung ist der Leiter des hiesigen Inkassobureaus „Germania", B., angeklagt. Der Beschuldigte hatte im Auftrage eines Arztes von dem Bauunternehmer E. in Hamburg den Betrag von 68,25 Mk. einzuziehen. E. antwortete auf ein diesbezügliches Schreiben nicht, worauf B. zum zweitenmal schrieb und dabei die Drohung gebrauchte, wenn E. nicht binnen 3 Tagen zahle, er in eine sogenannte schwarze Liste eingetragen würde. Diese „schwarze Liste" enthält die Namen von zahlungsunfähigen und böswilligen Schuldnern und wird den Abonnenten des Bureaus zur Einsicht ausgehändigt. E. machte Anzeige wegen versuchter Nötigung. Das Urteil lautete auf 50 Mk. Geldstrafe evtl. 5 Tage Gefängnis.

Eine der ältesten Einwohnerinnen Lübecks, Frau C. Lipsky Ww., Bleicherstraße 1, feiert am 16. Oktober ihren 97. Geburtstag; das Geburtstagskind erfreut sich geistiger Frische und körperlicher Gesundheit.

Der Choleraverdacht bei dem vor einigen Tagen mit dem Dampfer „Karl Albert" aus St. Petersburg gekommenen, dem hiesigen Krankenhause überwiesenen Heizer ist durch die in Hamburg vorgenommene bakteriologische Untersuchung nicht bestätigt worden.

Konkurseröffnung. Über das Vermögen des Kaufmannes H. H. Chr. Ahrens, Inhaber der Firma Hugo Ahrens in Lübeck, Drögestraße Nr. 11 wurde am 13. Oktober 1908, nachmittags 1 Uhr, das Konkursverfahren eröffnet. Der Rechtsanwalt Dr. Hinrichsen in Lübeck wurde zum Konkursverwalter ernannt.

Handelsregister. Am 13. Oktober 1908 ist eingetragen: 1. bei der Firma Hochofenwerk Lübeck, Aktiengesellschaft in Herrenwyk: Die Gesamtprokura des O. P. E. Miska und des P. J. Tutein ist erloschen. Dem Oberingenieur O. Wehner in Herrenwyk und dem O. P. E. Miska daselbst ist Prokura erteilt worden. Durch Beschluß der Generalversammlung vom 8. Oktober 1908 ist der § 18 und § 19 letzter Absatz des Gesellschaftsvertrages abgeändert worden. Hiernach ist die Vertretung der Gesellschaft dergestalt geregelt: „Alle die Gesellschaft verpflichtenden Erklärungen müssen, 1. wenn der Vorstand aus einer Person besteht, von dieser allein oder von zwei Prokuristen, 2. wenn der Vorstand aus mehreren Mitgliedern besteht, entweder a) von einem Mitgliede des Vorstandes, b) von zwei Mitgliedern desselben, c) von einem Mitgliede des Vorstandes und einem Prokuristen, d) von zwei Prokuristen, abgegeben werden. Stellvertretende Vorstandsmitglieder stehen bezüglich der Vertretungsbefugnis den ordentlichen Mitgliedern gleich. Die Beschlußfassung darüber, ob ein Mitglied des Vorstandes und welches zur Vertretung und Zeichnung allein berechtigt ist, steht dem Aufsichtsrat zu." Durch Beschluß des Aufsichtsrates vom 3. Oktober 1908 ist das Vorstandsmitglied Dr. Neumark ermächtigt, die Gesellschaft allein zu vertreten. Der Kaufmann A. C. Scharbau in Herrenwyk ist neu in den Vorstand gewählt. Er kann die Gesellschaft nur in Gemeinschaft mit einem Prokuristen vertreten; 2. die Firma Robert Neben u. Co in Hamburg mit Zweigniederlassung in Lübeck. Inhaber: Kaufmann R. Nathan in Hamburg. Er hat die Aktiven und Passiven der bisherigen offenen Handelsgesellschaft Robert Neben u. Co. übernommen; 3. die offene Handelsgesellschaft in Firma Albrecht u. Vorkamp in Lübeck. Persönlich haftende Gesellschafter sind: Buchdruckereibesitzer E. H. P. Albrecht und Kaufmann H. Vorkamp, beide in Lübeck. Die Gesellschaft hat am 1. Oktober 1908 begonnen. Angegebener Geschäftszweig: Buchdruckerei; 4. bei der offenen Handelsgesellschaft in Firma Schärffe u. Co. (vorm. G. Schärffe) in Lübeck: Die dem W. J. L. Schuldt in Lübeck erteilte Prokura ist erloschen; 5. bei der Firma Rudolph Schmachtel in Lübeck: Die Firma ist erloschen.

Die Preßkommission hat für das laufende Jahr den Genossen A. Beck, Dornestraße 26a, zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Genossen, welche etwaige Beschwerden gegen den Inhalt des „Volksboten" zu richten haben, wollen dieselben an vorstehende Adresse gelangen lassen.

pb. **Ein schlechter Kollege.** Ein Arbeiter brachte zur Anzeige, daß ihm in seinem Logis von einem Kollegen seine silberne Schlüsseluhr mit einer Kette aus gelbem Metall und seine Legitimationspapiere, bestehend aus einer im Februar 1908 in Boltenhagen ausgestellten Quittungskarte der Invaliditäts- und Altersversicherung und einer in Biesdorf ausgestellten Krankenbescheinigung, lautend auf den Namen Wladislaus Roszynski, geboren am 5. November 1879 in Ciesrin, gestohlen seien.

pb. **Verschwunden.** Der in der Weberstraße Nr. 19 wohnhafte Zimmerparlier August Dürkop, geboren am 10. Juli 1871 in Bliestorf, hat sich, wie bereits kurz gemeldet, am 10. ds. Mts. aus seiner Wohnung entfernt und ist bisher nicht zurückgekehrt. Es wird vermutet, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist. Dürkop ist ein großer starker Mann mit dunklem Haar und Schnurrbart. Er war bei seinem Fortgange bekleidet mit dunklem karierten Anzuge, schwarzem weichen Hut und Schnürstiefeln. Personen, die über den Verbleib des Dürkop etwas wissen, werden ersucht im Bureau der Kriminal-Polizei oder der Ehefrau hiervon Mitteilung zu machen.

pb. **Ein Schwindler.** Unter Vorspiegelung der falschen Tatsache, er habe sich in Klütz einen Gasthof gekauft und wolle diesen einrichten, erschien ein Mann, der sich Möller nannte, bei drei hiesigen Möbelhändlern und kaufte Wirtschaftsmöbel im Werte von etwa 3000 Mk. Nach abgeschlossenem Kaufe entfernte er sich, kam aber nach Verlauf einer Stunde wieder und erzählte, er habe unter der Hand ein Klavier gekauft, komme mit seinem Gelde zu kurz und bäte nun um ein Darlehn. Es gelang ihm in einem Falle, sich 45 Mk. zu erschwindeln, während die beiden anderen Möbelhändler sich Namen und Wohnung des Verkäufers des Klaviers nennen ließen, um das fehlende Geld dort selbst zu zahlen. Auf diese Weise wurde der Schwindel entdeckt. Der Betrüger macht den Eindruck eines Landmannes oder Gastwirtes, ist etwa 50 Jahre alt, etwa 1,70 Meter groß, hat dunkelblondes Haar, ebensolchen Schnurrbart, längliches Gesicht, dunkle Gesichtsfarbe und von schlanker Statur. Er war bekleidet mit dunklem Sommerüberzieher, mit steifem schwarzen Filzhut und trug eine Brille mit Goldfassung.

Neues Stadttheater. Morgen Donnerstag kommt W. Kienzls große Oper „Der Evangelimann" in der bewährten Besetzung zur Wiederholung. Am Freitag gelangt, vielseitigen Wünschen entsprechend, Richard Wagners große Oper „Lohengrin" zur nochmaligen Aufführung. In Vorbereitung befindet sich Friedrich von Schillers „Maria Stuart".

Stadthallen-Theater. Man schreibt uns: Die übermütige Schwank-Novität „Die gelbe Gefahr" von Kurt Kraatz, welche am Freitag, den 16. Oktober cr., abends 8 Uhr, hier erstmalig zur Aufführung gelangt, übt jetzt am Carl Schultze-Theater in Hamburg eine starke Zugkraft aus. — Der Vorverkauf der Billetts findet von heute ab in den Zigarrenhandlungen von Friedrich Nagel, am Markt 14, und Carl Roß, Mühlenstr. 19, statt. — Dutzendkarten sind gleichfalls stets in den vorgenannten Geschäften erhältlich.

Fürstentum Lübeck. Bei der gestrigen Landtagswahl wurden, wie auch aus dem bezüglichen Artikel in der heutigen Ausgabe unseres Blattes hervorgeht, zwei sogenannte Liberale und zwei forsche reaktionäre Landbündler gewählt. Es erhielten: Rentier Francke-Schwartau (Bund der Landwirte) 62, Hauptmann von Levetzow-Sielbeck (Bund der Landwirte) 61, Lehrer Voß-Eutin (freis.) 52, Bauuntern. Steenbock-Eutin (freis.) 56 Stimmen. Ferner erhielten Stimmen: Rendant Voß-Pansdorf 10, Tischler Westphal-Niendorf 6, Amtsrentmeister Döhler-Eutin 1 Stimme. Unsere Genossen verzichteten darauf, an der Wahl teilzunehmen.

Hamburg. Ein beleidigter Staatskaidirektor. Eine nette Illustration zu den in den hamburgischen Staatsbetrieben herrschenden Zuständen bietet eine Verhandlung gegen den Vorsitzenden des Staats- und Gemeindearbeiterverbandes in Hamburg, Genossen Schoenberg, der sich der Beleidigung des Staatskaidirektors Winter schuldig gemacht haben soll. Zu der Verhandlung, die am Sonnabend und Montag vor der Strafkammer IV des Landgerichts Hamburg stattfand, war ein umfangreicher Zeugenapparat aufgeboten. Der Oberstaatsanwalt war in höchsteigener Person zur Vertretung der Anklage erschienen, wohl der beste Beweis für deren „Schwere". Im vorigen Jahre wurden die drei als Lohnkommission fungierenden Staatsarbeiter entlassen, weil sie eine Eingabe wegen Lohnaufschlags eingereicht hatten, wozu sie der Kaidirektor nicht für legitimiert erachtete. Diese etwas saarabisch klingende Entlassung rügte Schoenberg in einer Versammlung der Staats- und Gemeindearbeiter, deren Tagesordnung lautete: „Staatskaidirektor Winter am Pranger". Sch. gebrauchte einige scharfe, das System am Staatskai geißelnde Redewendungen, wodurch sich der Direktor beleidigt fühlte. Die Entlassung der Lohnkommission wurde auch von sozialdemokratischer Seite in der Bürgerschaft zur Sprache gebracht, aber die vorgesetzte Behörde hielt die Hand über den schneidigen Direktor. Dieser erklärte als Zeuge ganz kühl, die Unterzeichner der Eingabe seien entlassen worden, weil er der Ansicht war, daß diese nur agitatorischen Zwecken dienen sollte, und ein Vergehen gegen die Dienstordnung dürfe er nicht dulden! Er habe den Entlassenen auch gesagt, daß der Grund der Entlassung die Maßlosigkeit der Ansprüche und der agitatorische Charakter gewesen sei. Der Antrag lautete auf — 5 (fünf) Monate, das Urteil: eine Woche Gefängnis.

Flensburg. Eine Freveltat. Durch die Aufmerksamkeit des Fabrikarbeiters Lensch wurde Montag nacht der von Hamburg kommende Schnellzug vor einem sicher folgenschweren Unglück bewahrt. Der Wächter bemerkte kurz vor Mitternacht, daß sich zwei etwa 20jährige Burschen auf den Bahngleisen zu schaffen machten, die bei seinem Anruf entflohen. Sie hatten bei Kilometerstein 170,5 einen 1½ Meter langen, etwa 12 Zentimeter starken Pfahl über das Gleis gelegt und mit dem einen Ende so unter den Brückenschienen festgeklemmt, daß der Zug unfehlbar entgleisen mußte, zumal das Zugpersonal wegen der starken Biegung und des Nebels das Hindernis nicht rechtzeitig hätte merken können. Bald nachdem der Pfahl beseitigt war, brauste der Zug heran. Die hiesige Polizei entfaltet eine eifrige Tätigkeit, die gefährlichen Burschen zu ermitteln.

Schwaan. Ein eigenartiger tödlicher Unglücksfall. Eine Erbpächtersfrau trank ein Glas Wasser, ohne zu bemerken, daß eine Wespe hineingefallen war. Wenige Minuten nach dem Trinken verspürte sie im Magen ein eigenartiges Stechen, die Schmerzen wurden immer ärger, und nach wenigen Stunden starb die Frau unter den gräßlichsten Qualen. Die Sezierung der Leiche ergab, daß die Wespe die Magenwand zerstochen und dadurch den Tod herbeigeführt hatte.

Helgoland. Ballon-Verlust in der Nordsee. Der amerikanische Ballon „St. Louis", Führer H. Arnhold, der am Sonntag in Schmargendorf startete, ist nach einer Meldung des Leuchtschiffes bei Helgoland in der Nordsee untergegangen. Ein vom Feuerschiff „Außenjade" aufgegebenes Funkentelegramm meldet, daß die zwei Amerikaner durch den Wilhelmshavener Schoner „Langeoog" gerettet worden sind. Der gerettete Führer des Ballons gab folgendes drahtlose Telegramm nach Berlin auf: Letzte Nacht alles in Nordsee verloren.

Theater und Musik.

Neues Stadttheater. Martha, Oper in 4 Akten von Flotow. Es scheint, als ob sich allmählich das Interesse für unsere neue städtische Bühne in den Kreisen der bessersituierten Leute etwas hebt. Wenigstens war die gestrige Aufführung der Flotowschen Oper recht gut besucht. Über die Wiedergabe des trotz mancher volkstümlichen Melodien nicht mehr staubfreien alten Werkes ist viel Gutes zu berichten. Fräulein Weber, welche die Titelpartie sang, ist eine Koloratursängerin, die über eine silberhelle, wohlgebildete Stimme verfügt. Die Koloraturen wurden sauber und virtuos ausgeführt. Frl. Schardt war eine recht gute Vertreterin der Nancy, nur war sie zeitweilig etwas zu zurückhaltend in der Tongebung. Der schöne weiche Tenor des Herrn Erb eignet sich prächtig für die Rolle des Lyonel; der junge Künstler erzielte besonders mit dem Vortrag der bekannten Arie „Ach so fromm" reichen Beifall. Ein stimmbegabter humorvoller Plumkett war Herr Höttges. Den hochfahrenden, eingebildeten Lord Tristan verkörperte Herr v. Schenk in grotesker Weise. Die Frische der Chöre kann wiederum rühmend hervorgehoben werden empfehlenswert ist es jedoch, daß die Herrschaften im Chor möglichst immer mit dem Orchester im Einklang leben; gestern wollten sie verschiedentlich gar noch schneller sein, als letzteres. Die Ausstattung war vortrefflich. Das Boudoir der Lady, im Rokokostil gehalten, war von einer Pracht, wie sie sich wohl nur wenige Bühnen leisten können. Herr Kapellmeister Pfeiffer dirigierte. Das Publikum gab seiner Freude an der Vorstellung, deren übergroße Pausen störend wirkten, durch lebhaften Beifall Ausdruck. P. L.

Handels- und Marktnachrichten.

Sternschanz-Viehmarkt
13. Oktober.

Der Schweinehandel verlief ziemlich gut.

Zugeführt wurden 4200 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 65—67 Mk., leichte 65—66 Mk., Sauen 58—62 Mk. Ferkel 62—64 Mk. pro 100 Pfund.

Literarisches.

Der erste Schnee wird nicht mehr allzulange auf sich warten lassen, die Tage nehmen zusehends ab und es wird allmählich höchste Zeit, sich für die langen Winterabende nach geeigneter Unterhaltungslektüre umzusehen. Ein sorgsamer Familienvater wird nun bei der heutigen Überfülle an minderwertigem Lesestoff in seiner Wahl sehr sorgfältig zu Werke gehen müssen, besonders wenn es sich um humoristische Literatur handelt, die ja in erster Linie geeignet ist, im trauten Heim die langen Abendstunden aufs angenehmste zu verkürzen. Es sei daher zum Quartalswechsel besonders auf die „Meggendorfer Blätter", München, diese echte und rechte Familienzeitschrift für Humor und Kunst, hingewiesen, denn man kann sie jedem Familienmitglied, auch den Heranwachsenden, ruhig in die Hand geben. Für den billigen Preis von nur 3 Mk. pro Vierteljahr bieten diese bunten Blätter eine geradezu überraschende Fülle des Lesens- und Sehenswerten. In der technischen Herstellnng entfalten die „Meggendorfer Blätter" eine frappante Vielseitigkeit und sowohl der Farbendruck als auch die Schwarzdruck-Illustrationen sind von künstlerischer Vollendung und außerordentlichem Effekt. Die Zeitschrift macht einen unstreitig eleganten Eindruck, sie erzählt von dem Leben und Treiben der modernen Gesellschaft, von den Bällen und den Salons, von den eleganten Badeorten und dem nervenerfrischenden Hochgebirge, sie belächelt ein ganz klein wenig, aber mit vieler Milde und Gutmütigkeit, die großen und kleinen Schwächen der Menschheit, weiß aber dieses Lächeln immer so liebenswürdig zu gestalten, daß selbst die Betroffenen mittun müssen. Kurzum: Sie ist so ganz das liebe Familienblatt, das in keinem Hause fehlen darf. Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie der Verlag München, Theatinerstr. 47 entgegen, der auch eine Probenummer auf Verlangen ohne Abonnementszwang überallhin kostenlos versendet.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co Sämtlich in Lübeck.

Die richtige Quelle

für Herren-Anzüge . . in den Preislagen von 9.50—35.00
für Herren-Lodenjoppen - - - - 4.00—15.00
für Herren-Winterpaletots - - - - 8.75—33.00
für Herren-Buckskin-Hosen - - - - 2.75— 8.50

ist **Otto Albers, 10 Kohlmarkt 10.**

Mitglied des Rabatt-Sparvereins „Lubeca".

(Alle Artikel der Herren- und Knaben-Konfektion sind in reicher Auswahl vorrätig.)

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme und Kranzspenden beim Hinscheiden meines lieben Mannes, insbesondere dem Hafenarbeiterverband und dem Gesangverein „Eintracht", sowie Herrn Pastor Tegtmeyer für seine trostreichen Worte meinen innigsten Dank.

Frau A. Mohrmann.

Für die vielen Gratulationen u. Geschenke zur Hochzeit danken herzlich

M. Huber nebst Frau,
geb. Fick.

Ein Logis zu vermieten
Reiferstraße 6, links, pt.

Ein freundl. Logis zu verm.
Füchtingstraße 41, II.

Ein freundliches heizbares Logis zu vermieten Ludwigstraße 31.

Gesucht
20 tüchtige Arbeiterinnen.
August Schuhmacher,
Ernestinenstraße 3.

Ein gut erhaltener
Sitz- und Liegewagen zu verkaufen.
Füchtingstr. 41, I.

Eine große Feldbude
zu verkaufen (event. gegen Tausch von Kartoffeln). Chasotstr. 6, III.

---

1 Herren- u. Damen-Fahrrad
preiswert zu verkaufen.
Schwartauer Allee 82a, part.

Verkaufe Sonnabend und Sonntag:
Prima Lammfleisch
(Marschlämmer) für 65 Pfg. a Pfund.
Jobs. Rathmann, Schwartau,
Augustastraße 14.

Eimerbier
jeden Mittwoch abend bis 8 Uhr.
Ed. Nickels, Wahmstraße 31.

Käse direkt vom **Lager**
alle Sorten zu billigsten Preisen.
Eine große Partie Tilsiter Fettkäse
ca. **10000** Pfd., pro Pfd. **20** Pfg.
Schlumacherstr. 12, auf der Diele.

Paul Rehder
Möbelfabrik, Hundestraße 13
empfiehlt
gute dauerhafte Möbel, Spiegel u. Polsterwaren
billigst.
Elegante Schlafzimmer-Einrichtungen.

Soeben erschien:
Protokoll der Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitages zu Nürnberg 1908 und der fünften Frauenkonferenz
Preis broschiert 1.25 Mk.
Leinen gebunden 1.75 Mk.
Porto 30 Pfg.

Die auf dem diesjährigen Parteitage gepflogenen Verhandlungen haben das weitgehendste Interesse erweckt. Aus den Verhandlungen heben wir hervor:

Budget-Bewilligung. — Maifeier. — Jugendorganisation. — Sozialpolitik und neuer Kurs. — Die Reichsfinanzreform

Ein umfassendes Sachregister, Sprechregister, sowie Inhaltsverzeichnis erleichtern das Nachschlagen.

Zu beziehen durch die
Buchhandlg. von Friedr. Meyer & Co.

Friedr. Meyer & Comp.

Buchdruckerei — Buchhandlung
Johannisstraße 46 ▭ LÜBECK ▭ Fernspr.: Nr. 926

Anfertigung von
Plakaten
Broschüren
Flugblättern
Statuten
Mitgliedskarten
Eintrittskarten
Programmen
Festliedern.

Herstellung sämtlicher Buchdruckarbeiten
in ein- u. mehrfarbigem Druck
Für Massenauflagen: Rotationsdruck.
Solide Preise. — Prompte Lieferung.
Verlag des Lübecker Volksboten

Anfertigung von
Briefbogen
Kouverts
Rechnungen
Quittungen
Mitteilungen
Adresskarten
Zirkularen
Visitenkarten.

Spart Zeit, Arbeit, Geld!
Das Waschmittel der Zukunft!
Persil
Erzeugt dauernd blendend weiße Wäsche!
Garantiert chlorfrei und unschädlich.
Millionenfach erprobt!
Alleinige Fabrikanten: Henkel & Co., Düsseldorf

Oeffentl. Dienstmädchen-Versammlung

am Donnerstag, den 15. Okt., abends 8 Uhr,
im „Vereinshaus", Johannisstrasse 50—52.
Frau **Louise Zietz** aus Hamburg spricht über das Thema:
Was erstreben die Dienstmädchen?
Zahlreichen Besuch erwartet **Die Einberuferin.**

Carl Folkers
Möbel-Magazin
25 Marlesgrube 25.
Vollständige Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmer-Einrichtungen stets vorrätig.
Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.
Teilzahlung gestattet.
Bei Barzahlung Rabatt.
Gebe rote Lubeca-Marken.

Bestbewährte gesunde und magendarmkranke Kinder.
Kufeke
Nahrung für: sowie schwächliche, in der Entwicklung zurückgebliebene Kinder.

Universum

Donnerstag, den 15. Oktober:
Großer Komödien-Abend.
NB. Die ausgegebenen Freikarten haben Gültigkeit. **3 Komödien.**
L. Puls.

Panorama
Breitestraße 53, I., im Flügel.
Vom 11. bis 17. Oktober:
Wanderung durch d. malerische Salzkammergut.

Hansa-Theater
Nur bis 15. Oktober:
John Barley
als
Sherlok Holmes,
und das von Publikum und Presse glänzend beurteilte
Eröffnungs-Programm.
Vorverkauf bei Sager bis 5 Uhr.

Verband d. Fabrikarbeiter Deutschlands.
Zahlstelle Schwartau und Umgegend.

Mitglieder-Versammlung
am Sonntag, den 18. d. Mts.,
nachmittags 4 Uhr,
im Gasthof **„Transvaal".**

Tages-Ordnung:
1. Abrechnung vom 3. Quartal 1908.
2. Die heutige wirtschaftliche Lage und die Verschmelzungsfrage.

Wegen der äußerst wichtigen Tagesordnung ist das Erscheinen aller Kollegen dringend erwünscht.

Die Bevollmächtigten.

Berichtigung z. Tombolaziehung der Fackenburger Liedertafel.

Statt 2623 ist zu setzen **2622.** Statt 2995 ist zu setzen **2997.** Nr. **125** wurde gezogen.
Der Vorstand.

Stadthallen-Theater.
Freitag, den 16. Oktober 1908.
Zum 1. Male.
Novität! Novität!
Die gelbe Gefahr.
Schwank von Curt Kraatz.
Durchschlagender Lacherfolg aller größeren Bühnen.
Der Vorverkauf der Billetts findet in den Zigarrenhandlungen von **Friedrich Nagel,** Markt 14, und **Carl Roß,** Mühlenstraße 19, statt. — **Dutzendkarten** sind gleichfalls dort zu haben.

Neues Stadt-Theater
Kassen-Telephon Nr. 298.
Donnerstag 7½ Uhr: Voll-Abonnem. 13.
Donnerstag-Abonnement 2.
Der Evangelimann.
Oper von Wilhelm Kienzl.
Freitag 7 Uhr: Voll-Abonnement 14.
Freitag-Abonnement 3.
Lohengrin.
Oper von Richard Wagner.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 241. Mittwoch, den 14. Oktober 1908. 15. Jahrg.

Schultragödien.

Schülerselbstmorde sind heute keine Seltenheit mehr. Jeder Einzelfall reiht sich einer ganzen Anzahl ähnlicher Tragödien an und läßt jedesmal in den Kreisen, die dem Proletarierelend fern stehen, etwas von der schrecklichen Wirklichkeit des Kapitalismus aufblitzen. Solange die Warenproduktion besteht, die das Los des einzelnen von übermächtigen gesellschaftlichen Kräften abhängig macht, mußte es vorkommen, daß Menschen, von der Ungunst der Verhältnisse zermalmt, an ihrer Zukunft verzweifelnd, freiwillig aus dem Leben schieden. Daß aber Kinder, denen noch die ganze Zukunft winkt, in einem Alter, wo eine unbändige Lebenskraft sich zu regen anfängt, die sich jeder Schwierigkeit gewachsen fühlt, daß solche Kinder schon lebensmüde sind, diese naturwidrige Erscheinung blieb dem Zeitalter des untergehenden Kapitalismus vorbehalten.

Der Ursprung solcher erschütternden Ereignisse liegt in der Klassenlage des heutigen neuen Mittelstands, der Klasse der technischen und wissenschaftlichen Beamten des Großkapitals und des Staats. Diese Klasse rekrutiert sich aus ihrem eigenen Nachwuchs und aus den Kindern des alten untergehenden selbständigen Mittelstands. Das einzige Mittel für die Kinder dieser kapitallosen Schichten, nicht ins Proletariat hinabzusinken, besteht darin, daß sie studieren. Dann tragen sie, wie man sagt, ihr Kapital im Kopfe mit sich herum.

Wenn aber der Junge keine Neigung zum Studium hat? Wenn er nicht theoretisch, sondern mehr praktisch veranlagt ist, wenn er im Lernen träge, aber dafür in praktischen Arbeiten geschickt ist? Vielleicht bastelt er gern und möchte er selbst viel lieber Zimmerer werden als studieren. Weshalb gestatten ihm das die Eltern nicht?

Die Eltern wissen ganz gut, daß ein Handwerker sein heute bedeutet: ein Proletarier sein; und sie wissen trotz aller Bourgeoisphrasen über das ehrenhafte jeder ehrlichen Arbeit genug vom Proletarierleben, um es nicht für ihre Kinder zu wünschen. In der gegenwärtigen Ordnung wird jede Arbeit nicht nach dem Nutzen für die Gesellschaft bewertet, sondern nach dem Nutzen für die Kapitalisten. Die Arbeitskraft des Zimmerers ist billig zu haben, die des Ingenieurs muß höher bezahlt werden. Und deshalb wird der praktischen Neigung des Kindes nur dieses Zugeständnis gemacht, daß es Techniker werden darf. Aber auch dabei muß er sich durch ein großes Quantum theoretischen Studiums hindurchfressen.

Wenn er aber gar keinen Kopf hat? Wenn seinem Gehirn die Fähigkeit zum Studium ganz abgeht?

Die ökonomische Notwendigkeit fragt nicht nach Fähigkeiten. Nicht die Fähigkeit bestimmt die Klasse, nicht der gute Kopf führt zum Studium und zur Klasse der Intelligenz, sondern umgekehrt, wer seiner Klassenlage nach von vornherein zur Intelligenz gehört, muß studieren und muß dazu einen Kopf haben. Die Intelligenz ist nicht eine Gruppe geistig hochstehender, gelehrter Personen, sondern eine Klasse, der durch ihre gesellschaftliche Funktion das Los zufällt, sich einseitig geistig ausbilden zu müssen. Es ist ein kleinbürgerliches Mätzchen, daß die geistigen Talente, die guten Köpfe studieren und damit zur höchsten Stelle emporrücken, während die dümmere, nur zur Handarbeit brauchbare Masse unten bleibt. Das Proletariat hat schon längst an seiner eigenen Lage die Hinfälligkeit dieser Fabeln erkannt; auch der beste Kopf kommt, wenn nicht ein außerordentlicher Zufall mithilft, aus dem Proletariat nicht hinaus. Jetzt, wo das theoretische Studium keine Ausnahme ist, sondern eine Notwendigkeit für eine ganze, immer mehr vom Kapital ausgebeutete Klasse, wird auch an ihren Verhältnissen klar, daß die geistige Ausbildung nicht ein Ausfluß besonderer Veranlagung, sondern ein Attribut der Klassenlage ist.

Für die regierende Klasse genügt eine äußerliche, formelle Ausbildung, die ihre Söhne sich im flotten Korpsstudentenleben nebenbei aneignen; mit einer minimalen, der geistigen Schwerfälligkeit der preußischen Junker angepaßten Dosis Wissenschaft steigen sie leicht zu den höchsten Posten, den eigentlichen Regierungsposten empor. Wo beim Regieren wirkliches Wissen nötig ist, haben sie die subalternen Beamten zu ihrer Verfügung. Dasselbe gilt für die Großkapitalisten, die keine Gelehrten, sondern energische rücksichtslose Männer der Tat sein müssen; Gelehrte haben sie als Beamte in ihrem Dienste.

Auf der andern Seite lebt das Proletariat, in dem eine Unmasse geistiger Fähigkeiten brach liegt, weil die Ausbeuter nur die Kraft ihrer Hände brauchen, ein riesiger ungehobener Schatz an Intelligenz, den zum Heil der Menschheit nutzbar zu machen dem Sozialismus vorbehalten bleibt.

Dazwischen liegt der neue Mittelstand, die studierende Klasse, deren Mitglieder die eigentlichen geistigen Leiter des hochentwickelten Produktionsprozesses sind; aber zugleich sind sie, weil sie in Überfluß vorhanden sind, doch nur ausgebeutete Sklaven des Kapitals. Für diese Klasse gilt, was für die ganze Gesellschaft unrichtig ist; in der Stufenleiter der Ämter und Gehälter können sie um so höher steigen, je größer ihr Wissen, ihre Fähigkeiten, d. h. um so wertvoller sie dem Kapital sind. Daher treibt sie die Peitsche der Konkurrenz vorwärts und werden sie zu der äußersten Gehirnanstrengung gehetzt. Und das fängt schon im Knabenalter an, denn das Kapital, womit sie konkurrieren und sich schlagen, „das Kapital im Kopfe" muß in der Jugendzeit schon durch das Studium erworben werden.

Der Schüler, der nicht mitkommen kann, empfindet deshalb im Kindesalter alle Qualen des in der Konkurrenz zurückbleibenden kapitallosen Geschäftsmannes. Wird er nicht versetzt, so wird ihm der Zugang zu den höheren Stellen gesperrt, steht ihm nur in den niedrigsten Beamtenstellen eine Art Proletarierleben offen. Vielleicht fühlt er es selbst nicht so klar, aber seine Eltern wissen es und treiben ihn an; in der Gestalt ihrer Vorwürfe und ihres Grams wirkt die ökonomische Notwendigkeit auf ihn ein. Aber er kann nicht leisten, was seine Lehrer von ihm fordern; vergebens versucht er den Inhalt der Bücher in seinen müden Kopf hineinzuhämmern; seine Veranlagung reicht nicht aus. Dann packt ihn die Mutlosigkeit, er gibt den Kampf auf, weil er keine hoffnungsfreudige Zukunft mehr vor sich sieht.

Er fällt als Opfer eines Systems, das die geistige Entwickelung zu einem Ausbeutungsobjekt des Kapitals gemacht und daher das atemlose Wettrennen und das Zusammenbrechen der Schwächeren, das mit jedem Konkurrenzkampf verbunden ist, in das Schülerleben hineingebracht hat.

Soziales und Parteileben.

Tarifbruch einer Groß-Firma im Buchdruckgewerbe. Bei der Firma Buchdruckerei Rudolf Mosse in Berlin sind Differenzen mit den Stereotypeuren ausgebrochen, weil die Firma einem Tarifamtsentscheid, laut welchem sie sich mit dem Personal einigen sollte, nicht stattgibt. Die Firma sucht in ihren eigenen Blättern Arbeitskräfte. Zuzug ist streng fernzuhalten.

Die „Solidarität", Organ des Verbandes der Buchdruckereihilfsarbeiter, erscheint seit dem 1. Oktober einmal wöchentlich anstatt wie bisher vierzehntägig. Gleichzeitig ist ein vollbesoldeter Redakteur angestellt worden. Hierzu wurde Genosse Bucher gewählt, der bisher die Redaktion im Nebenamte geführt hat.

Der Tarifschiedsgerichtsvorsitzende als Gewerkschaftsfeind. Unser Parteiblatt in Braunschweig schreibt: Recht gewerkschaftsfeindlich scheint die Firma George Westermann, Buchdruckerei und kartographische Anstalt zu sein, obgleich der Chef der Firma Vorsitzender des Prinzipalvereins und Vorsitzender der Prinzipale im Tarifschiedsgericht ist, welches für das Buchdruckgewerbe besteht. Vor kurzem wurde hier eine Zahlstelle des Verbandes der Buchdruckereihilfsarbeiter gegründet, was der Firma oder ihrem Vertreter sofort hinterbracht sein muß. Dem kaum für die Zahlstelle gewählten Vorsitzenden, der im Betriebe der Firma Westermann beschäftigt ist, wurde sofort gekündigt, was die Betriebsarbeiter als eine Maßregelung betrachten. Wie organisationsfeindlich die Firma jedoch ist, geht aus folgendem „vertraulichen" Schreiben hervor, das sie an die Druckereibesitzer versandt hat:

Braunschweig, 8. Oktober 1908.

Vertraulich!

Sehr geehrter Herr Kollege!

In den letzten Tagen sind in meinem Betriebe die Hilfsarbeiter, betreffs ihrer Organisation, bei mir vorstellig geworden. Ich habe die Anerkennung dieser Organisation, deren Berechtigung für unsere Braunschweiger Verhältnisse ich nicht anerkennen kann, vorläufig grundsätzlich abgelehnt und mich auf weitere Verhandlungen nicht eingelassen.

Ob diese Angelegenheit für meinen Betrieb weitere Folgen nach sich ziehen wird, kann ich noch nicht übersehen. Ich halte es jedoch für meine Pflicht, Sie von diesem Vorgehen in Kenntnis zu setzen und Sie in Ihrem eigenen Interesse dringendst zu bitten, wenn die Hilfsarbeiter mit diesem Ansinnen auch an Sie herantreten sollten, irgend welches Verhandeln mit dieser Organisation rundweg abzulehnen und unverzüglich entsprechende Mitteilungen an unser Vereinsbureau zu machen.

Mit kollegialischem Gruß

George Westermann.

Die Firma will also den Verband der bisher unorganisierten Arbeiterinnen und Arbeiter nicht anerkennen, weil sie ihn für Braunschweiger Verhältnisse (!) nicht geeignet hält. Leider können sich die Arbeiterinnen nicht nach der Meinung der Firma richten, da sie selbst besser wissen müssen, was ihnen dienlich ist. Zum besseren Verständnis dieser Ansicht der Firma sei nur mitgeteilt, daß in anderen Städten auch mit den Buchdruckereihilfsarbeitern Tarife abgeschlossen worden sind, während in Braunschweig jeder Unternehmer sein Personal bezahlt und behandelt, wie es ihm gefällt. Gerade für Braunschweig ist eine Organisation der Druckereihilfsarbeiter am allernotwendigsten. Daß die Firma diese Organisation nicht anerkennen will, ist zwar bedauerlich, die Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen aber werden sich schon ihr Recht zu verschaffen wissen.

Städtische Sozialpolitik. Die dreizehn Genossen im Dresdener Stadtverordneten-Kollegium brachten in der letzten Sitzung des Kollegiums einen Antrag auf Milderung des sich in volksreichen Stadtgegenden besonders bemerkbar machenden Wohnungsmangels ein und frugen an, in welcher Weise der Stadtrat die Initiative zur Beseitigung dieses Zustandes zu ergreifen gedenke. Nachdem Genosse Fleischner in eingehender Weise durch Beibringung von Material den Antrag begründet hatte, und die Vertreter der enragierten Hausbesitzer, auch der Oberbürgermeister Beutler, sich in ablehnendem Sinne geäußert, wurde der Antrag gegen 16 Stimmen (es haben also nur 3 bürgerliche Stadtverordnete dafür gestimmt,) abgelehnt. Angenommen wurde dagegen ein Antrag, eine Statistik der leerstehenden Wohnungen aufzunehmen.

Die beiden Sträflinge.

Australischer Roman von Friedrich Gerstaecker.

(73. Fortsetzung.)

Er blieb wieder eine Weile still und regungslos liegen und horchte nach allen Seiten hin, aber nichts bewegte sich weiter. Der Busch war totenstill; aus weiter Ferne tönte das wilde Kreischen eines Schwarmes weißer Kakadus herüber, und nur einmal erschreckte ihn das gellende, lachähnliche Geschrei eines elsterartigen Vogels, des sogenannten „lachenden Esels", das plötzlich aus demselben Baum heraus, unter dem er lag, zu ihm niedertönte. Mit einem unterdrückten, aber deshalb nicht weniger herzlich gemeinten Fluch sah er vorsichtig zu dem Vogel empor, der jetzt über ihm von Baum zu Baum flatterte, durfte aber nicht wagen sich weiter zu regen, denn aus eigener Erfahrung wußte er recht gut, daß das Geschrei des verscheuchten Vogels irgend einen dort auf der Lauer liegenden Schwarzen augenblicklich auf die Stelle aufmerksam gemacht hätte. Der Vogel suchte sich endlich aus freiem Antriebe einen anderen Platz, und John dachte nun auch ernstlich auf seinen Rückzug.

Hier hinaus durfte er nicht weiter, so viel stand fest, und nach dem Hause des Händlers zu wäre es wahrscheinlich noch gefährlicher gewesen, zu entkommen. Das beste war, er blieb ein paar Tage in einem der eingefenzten Felder versteckt. Provisionen für die Zeit, wie eine große Quartflasche mit Rum hatte er bei sich, und Wasser, ohne das er sich überdies schon manchen Tag im Busche beholfen. Sobald seine Feinde dann nichts mehr von ihm spürten und Jack London abgefaßt hatten, zogen sie sich schon selber aus der Gegend. Hatte ihn „Miller" freilich verraten, so blieb ihm nichts weiter übrig, als auf seine Flucht zu denken, und überhaupt mußte er diese von den Schwarzen unsicher gemachte Gegend jetzt auf eine Zeit lang verlassen. — Das Geld, wenn es Miller wirklich ablieferte, war ihm überdies nicht verloren. Nur mußten die Schwarzen erst fort sein.

Mit diesem Entschluß wartete er die einbrechende Dämmerung ab, unter deren Schutz er seinen Rückzug besser bewerkstelligen konnte, und verfolgte dann, immer noch langsam und scheu umherhorchend, seinen Weg. Die Vorsicht gebrauchte er übrigens noch außerdem, seine Schuhe auszuziehen und den einwärts gehenden Schritt der Schwarzen soviel als möglich nachzuahmen. Kamen sie dann auch auf die Fährte, so konnten sie ihn nicht daraus erkennen.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, als er endlich die Straße und mit dieser auch wieder eine Fenzecke erreichte, und er zögerte hier, ob er den breiten Weg betreten solle oder nicht. Seine Spuren verschwanden dort allerdings mehr, aber er blieb da auch größerer Gefahr ausgesetzt, in den Fenzen, zwischen denen er nicht überall ausweichen konnte, überrascht zu werden. Außerdem erkannte er den Platz, wo er sich befand. Es war das letzte Gebüsch der Stadt zu, gar nicht so weit vom Hause des alten Lischke entfernt, und eben wollte er über die nächste Fenz klettern, um in das Feld zu kommen, als er einen leichten Wagen ganz langsam nahen hörte.

Er drückte sich in den Busch, um diesen erst vorbei zu lassen, und es war eben noch hell genug, zu erkennen, daß niemand darin saß. Nur der Kutscher lehnte lässig auf seinem Bock, hielt dann und wann einmal eine kurze Zeit, sah sich vorsichtig nach allen Seiten hin um, und ließ die Pferde nachher wieder langsam ein paar Schritte weiter gehen.

Das Benehmen desselben fiel John auf. Eine Kutsche oder ein Cabriolet war überdies auf diesem Wege etwas höchst Ungewöhnliches, und was hatte der Bursche sich dabei immer so scheu umzusehen und an der Seite der Straße, so dicht am Busche wie möglich zu halten? Jedenfalls war hier nicht alles, wie es sein sollte, hatte Jack London vielleicht den Wagen für sich bestellt? — dann wären ihm am Ende die fünfzig Pfund entgangen. — Oder sollte Miller vielleicht gar zu furchtsam gewesen sein, die Anzeige überhaupt erst zu machen? — Er mußte jedenfalls darüber Gewißheit haben, und brauchte sich auch gerade nicht zu scheuen, von dem Kutscher auf der Straße gesehen zu werden. Fußgänger passierten ja den Weg zu allen Zeiten. Das Beste blieb jedenfalls, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, und die Gelegenheit dazu bot sich vortrefflich.

Dicht neben ihm, ohne daß ihn der Mann auf dem Bocke unter dem schattigen Baum, unter dem er stand, gesehen hatte, hielt der Wagen wieder, und der Kutscher brummte, während er die Pferde einzügelte, einen leisen, aber herzhaften Fluch in den Bart.

„Halloh, Mate!" sagte da John plötzlich, ohne jedoch seinen Platz zu verlassen; „wo wollt Ihr noch so spät abends mit Eurer Staatskutsche hin? Ihr scheint höllisch in Eile zu sein. Schade, daß wir nicht einen Weg haben, sonst könnt' ich eine Strecke in dem Kasten Passage nehmen."

„Hallo, Mate!" sagte auch der Kutscher jetzt, sich rasch und erstaunt nach der Stelle umsehend, von der die Stimme kam; — „wer seid Ihr eigentlich, und was macht Ihr hier?"

„Ich komme von Adelaide", erwiderte John ruhig, „und habe mich eben hier ein wenig ausgeruht. Bin heute mit dem Fuß in einen Dorn getreten und kann jetzt nicht rasch marschieren."

„Hm, so? — seid Ihr hier in der Gegend bekannt?"

„Ein wenig, nicht gerade besonders. Bin schon ein paar mal die Straße auf- und abgegangen."

„Könnt Ihr mir denn sagen, wo hier ein alter deutscher Blechschmied Namens Liske oder Brischke oder so ein verwünschter Name wohnt?"

„Hatt' ich doch am Ende recht!" dachte John bei sich, und sagte:

„Ja wohl, Mate, gar nicht so sehr weit von hier. — Will der alte Blechschmied heut abend noch spazieren fahren?"

„Hm, vielleicht," brummte der Kutscher, der Antwort ausweichend, „wenns ihm Spaß macht. Aber noch eins, Mate, ist hier in der Nähe ein Schenkhaus, wo man einen Schluck Rum bekommen könnte? Hols der Teufel, ich muß meine Flasche aus der Tasche verloren, oder zu Hause vergessen haben, und sitze jetzt hier wie ein Fisch auf dem Trocknen. Wenns nicht weit ist, hätt' ich noch Zeit hinzufahren, denn über Nacht verdurst ich sonst."

„So?" lachte John, dem das „über Nacht" keineswegs entging und seinen Verdacht nur bestätigte. — „Ein Wirtshaus ist allerdings weiter unten, aber es ist doch noch eine gute Strecke hin. Übrigens kann ich Euch vielleicht aushelfen, Mate. In der Not darf man einen Kameraden nicht verlassen, und ich habe mehr Rum bei mir, als ich heute trinken kann. Weiter unten sind ich überdies andern."

„Das war ein Wort!" rief der Kutscher, der auf einmal auf seinem Bock lebendig wurde, „dank' Euch, Mate, wollte, ich könnte Euch wieder einmal gefällig sein."

Ein Mustervertrag. Ein Arbeiter, der bei der Düsseldorfer Brauereimaschinenfabrik Freundlich beschäftigt war, stellt unserem Düsseldorfer Parteiblatt folgenden Vertrag zur Verfügung:

Vertrag.

Zwischen der Firma A. Freundlich, Maschinenfabrik, und dem Arbeiter . . . . . wird mit Geltung vom heutigen Tage ein Vertragsverhältnis in dem Sinne geschlossen, daß die Firma Freundlich sich bereit erklärt, obengenannten als Schweißer ausbilden zu lassen und ihm nach Erlernung einen Tagesakkordverdienst von zirka 5 Mk. in Aussicht zu stellen, wogegen sich der Arbeiter verpflichtet, vor Ablauf von zwei Jahren, gerechnet vom untenstehenden Datum an, keine andere Stelle als Schweißer anzunehmen.

Eine Verpflichtung der Firma, den Arbeiter zwei Jahre zu behalten, besteht nicht, wenn ordnungsgemäße Kündigung seitens der Firma eintritt. Zur Sicherstellung des Vertrages wird dem Arbeiter pro Woche ein Betrag von 2 Mk. vom Lohne einbehalten, welcher ihm nach Ablauf der zweijährigen Verpflichtungszeit im Betrage von 210 Mk. ausgehändigt wird. Bei vorzeitigem Austritt ohne spezielles Übereinkommen oder Entlassung fällt der vorstehende Betrag der Arbeiterunterstützungskasse anheim.

Mit diesem Vertrage erklären sich beide Parteien durch Unterschrift einverstanden.

Die Firma Freundlich. Der Arbeiter.

Solche „Verträge" soll die Firma schon mit mehreren Arbeitern „vereinbart" haben. Derartige „Verträge" verstoßen aber zweifellos gegen die guten Sitten und sind deshalb rechtsungültig!

Ein Urteil von großer prinzipieller Bedeutung. Der Glashüttenbesitzer Ernst Louis Kirschbaum in Pirna hatte im Jahre 1904 die Bauerlaubnis zur Vergrößerung seiner Fabrik vom Stadtamt in Pirna unter der Bedingung erhalten, daß die Arbeit an den Streköfen an Sonn- und Feiertagen zu ruhen hatte. Der Glashüttenbesitzer hielt aber diese Bedingung nicht ein und erhielt deshalb am 5. Dezember 1906 ein Strafmandat über 30 Mk. Dagegen erhob er Einspruch beim Schöffengericht mit dem Hinweis, daß solche Verbote nur vom Reichsamt des Innern erlassen werden könnten. Der Einspruch wurde verworfen und K. legte mit demselben Erfolge Berufung beim Landgericht und schließlich beim Oberlandesgericht ein. Aus prozessualen Gründen wurde die Sache an das Landgericht zurückverwiesen und dieses bestätigte — besonders auf Grund eines Gutachtens des Professors Regierungsrats Caspari — das Urteil. Das Glasstrecken sei keine Arbeit, die nicht ohne Schaden am Sonntag liegen bleiben könne.

Den Freispruch unseres Genossen Liebknecht kommentiert der „Vorwärts" mit Recht wie folgt: „Der Versuch, auf dem Umwege des Ehrengerichtsverfahrens zu erreichen, was die Staatsgewalt im ordentlichen Gerichtsverfahren nicht erlangen konnte, die Ehrloserklärung des Hochverräters, ist mißglückt. Dies mal hat der Ehrengerichtshof es abgelehnt, über die Ehre des Rechtsanwaltsstandes ein besseres Urteil als die Vertreter der Anwälte selbst fällen zu können. Er konnte wohl nicht anders. Das freisprechende Urteil des Ehrengerichtshofes der Provinz Brandenburg war so schlüssig, auf so durchschlagende Gründe gestützt, daß eine Umstoßung nur unter Anwendung von Konstruktionen möglich gewesen wäre, deren Waghalsigkeit und Künstelei sie deutlich als Mißhandlung der Logik gekennzeichnet hätte. Der Freispruch ist eine Selbstverständlichkeit. Aber im verpreußten Deutschland werden auch Selbstverständlichkeiten des öfteren mißachtet, wird oft genug das Unglaubliche, das Unerhörte Ereignis. Und die Mißhandlung politisch Verurteilter ist nur allzusehr in dem Bereich der preußischen und verpreußten Bureaukratie eine eifrig gepflegte Spezialität gewesen. Ehrloserklärung und Existenzvernichtung heischte die Staatsanwaltschaft im Auftrage der verlippten Regierungen Preußens und des Reiches vom Ehrengerichtshof gegen den des Hochverrats Verurteilten. Und hinter ihnen standen die Reaktionäre aller Farben, die Scharfmacher, die herrschenden Schichten der Besitzenden, Großindustrielle und Junker. Ihre Organe hatten den Freispruch des Ehrengerichts der Anwaltskammer begeifert, hatten unzweideutig die Ausstoßung Liebknechts aus dem Anwaltsstande gefordert. Sie alle hatten schon das Urteil des Reichsgerichts getadelt, weil es den Verurteilten nicht ins Zuchthaus, sondern auf die Festung sandte, weil er sich geweigert hatte, die abweichende politische Meinung mit dem Schimpf der Unehrenhaftigkeit zu belegen. Sie forderten von der Klassenjustiz ganze Arbeit! Sie soll dem in ihre Hand Gegebenen nicht bloß auf lange Zeit die Freiheit nehmen, sie soll ihn, so wollen sie, auch schänden, soll ihn entehren! Der Angriff auf eine der stärksten Stützen der Klassenherrschaft soll nicht nur für strafbar erklärt werden, er soll auch vor der Öffentlichkeit als Ehrlosigkeit gebrandmarkt werden. Vor solcher Tat sind die Reichsrichter und der Ehrengerichtshof im Fall Liebknecht zurückgeschreckt. Die Vorurteile der Herrschenden sind auch die ihrigen, der in den Grenzen der Gesetzlichkeit bleibende Angriff auf die Institution des Militarismus war auch dem Reichsgericht eine strafbare Tat. Aber für die Unbedenklichkeit der Anschauung, daß der politische Feind ein Ehrloser ist, waren Reichsgericht und Ehrengerichtshof im Falle Liebknecht nicht reif. Ein Rest von Kulturgewissen, ein Rest vom Fühlen des einst revolutionären Bürgertums, gegen das die Junker auch mit der Waffe der Infamierung kämpften, blieb zurück und bäumte sich auf. Und so steht denn jetzt die Staatsanwaltschaft, die die Zumutungen der Regierungsgewalt unbedenklich ausführte, im Lichte ihres Mißerfolges nackt vor der Öffentlichkeit. Auch für die Herren Generalstaatsanwalt Wachler und Oberreichsanwalt Schweigert, die vor dem Ehrengericht und dem Ehrengerichtshof die Ehrloserklärung des angeblichen Hochverräters forderten, gilt, was Genosse Liebknecht dem Oberreichsanwalt Olshausen vor dem Reichsgericht sagte: daß er lieber auf der Anklagebank sitze, denn an seiner Stelle stehen möchte. Aber die Staatsanwaltschaft ist nur das Werkzeug des Regierungssystems. Auf das in Preußen herrschende System, die Gesinnung der Unterdrückten zu infamieren, fällt letzten Endes das zurück, was in diesem Verfahren dem Angeklagten zugedacht war."

Genosse Abgeordneter Goldstein erlitt in der Nacht vom Sonntag zum Montag einen Nervenschlag, der ihm teilweise die rechte Seite lähmte. Er wird infolgedessen an den Sitzungen der Wahlrechtsdeputation, bei denen er unser einziger Vertreter ist, nicht teilnehmen können.

Auf dem sozialdemokratischen Bezirkstage des Regierungsbezirks Merseburg kam es am 11. Oktober bei dem Punkt Presse zu recht scharfen Auseinandersetzungen. Der Bezirkstag war von Vertretern aus acht Wahlkreisen besucht. Die drei Redakteure Däumig, Fröhlich und Thiele haben anläßlich der Differenzen über die Budgetfrage gekündigt. Mit dem Genossen Fröhlich traten fast sämtliche Redner gegen den Genossen Thiele auf, der den politischen Teil des „Volksblattes" in der Budgetfrage unklar geführt habe. Genosse Thiele bestritt dies mit aller Entschiedenheit. Auch Genosse Pfannkuch, der als Vertreter des Parteivorstandes von Berlin anwesend war, fand die Haltung des Genossen Thiele auf dem Parteitage unverständlich. Nachdem die Resolution Frohme gefallen war, hätte er für die Resolution des Parteivorstandes stimmen müssen. Der Parteivorstand menge sich in die örtlichen Redaktionsverhältnisse nicht gern ein, vielleicht werde er sich aber doch später damit beschäftigen müssen. — Nach der Beendigung der Debatte erkläre Genosse Thiele, Ende dieses Jahres aus der Redaktion ausscheiden zu wollen. — Gegen zwei Stimmen wurde dann eine Resolution angenommen, die die Budgetbewilligung entschieden verwirft und den Nürnberger Beschluß gutheißt. Die Resolution enthält folgenden Schlußpassus: „Gleichzeitig ist daher auch vom Merseburger Bezirkstage die zweideutige, unklare und direktionslose Haltung des politischen Ressorts vom „Volksblatt" in der Budgetfrage zu bedauern."

Aus dem Gerichtssaal.

Eheiragödien. Das Schwurgericht in Darmstadt verurteilte die Ehefrau des Fabrikarbeiters Adam Helm in Bieber, Susanne Helm, geborene Rebell, die in angetrunkenem Zustande ihrem Mann nachts im Schlafe in der Absicht, ihn zu töten, mit einem Wagennagel mehrere Schläge auf den Kopf beigebracht hatte, wegen Totschlagsversuchs zu fünf Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. Die Verletzungen waren nicht sehr schwer. Eine Nebenfrage auf Körperverletzung war von den Geschworenen verneint worden. — Vor dem Schwurgericht in Zwickau hatte sich die 26 Jahre alte Schneidermeistersehefrau Klara Olga Lambser aus Crimmitschau wegen Mordes und Mordversuchs zu verantworten. Am 28. Juni versuchte die Angeklagte, sich und ihre zwei Kinder, die vorehelich geborene Tochter Helene und den ehelichen Sohn Erich, mit Leuchtgas in ihrer Wohnung zu vergiften. Der Knabe wurde tot aufgefunden, Mutter und Tochter konnten noch gerettet werden. Der Grund zu dieser Verzweiflungstat war, daß die Frau, von ihrem Manne gedrängt, diesem gestand, daß ihre Tochter nicht, wie er glaubte, von ihm, sondern von ihrem Bruder stamme, der sie im Elternhause vergewaltigt habe. Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage, die Angeklagte wurde daraufhin zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Die Geschworenen beschlossen, ein Gnadengesuch für die Verurteilte einzureichen.

Aus Nah und Fern.

Ertrunken. Zwei Bauern, die im Dolgensee bei Konitz einen angeschossenen Hirsch einfangen wollten, wurden im Wasser vom Hirsch angegriffen. Das Tier brachte das Boot zum Kentern; beide Insassen ertranken.

Ein Ausreißer gefaßt. Der nach Unterschlagung von 8000 Mk. Amtsgeldern flüchtig gewordene Oberpostassistent Rempte aus Zeulenroda, auf dessen Ergreifung eine Belohnung von 500 Mk. ausgesetzt war, ist in Algier verhaftet worden.

Beim Fensterln von Rivalen entmannt. Aus Wiesmath bei Wiener-Neustadt wird der „Wiener Arb.-Ztg." berichtet: Vor einigen Tagen wurde abends der 32jährige Anton Piribauer aus Stickelberg hier unweit von seiner Wohnung in bewußtlosem Zustande aufgefunden. Bei näherer Untersuchung fand man den Mann blutüberströmt und barbarisch zugerichtet. Sein Geschlechtsorgan war vollständig abgeschnitten. Nachdem er zum Bewußtsein gekommen war, erzählte er, daß er beim Fensterln von zwei Männern überfallen und derart zugerichtet worden sei. Piribauer wurde verbunden und ins Wiener-Neustädter Krankenhaus gebracht. Die Täter, offenbar Rivalen des Verstümmelten, konnten noch nicht ermittelt werden.

Einen Rückgang des Ertrages der Kartoffelernte prophezeien die Landwirte. Schuld hieran soll die sogenannte Blattrollkrankheit sein, eine durch einen Pilz verursachte Erkrankung der Kartoffelpflanze, die auf die Knolle übergeht und diese mehr oder minder stark in Mitleidenschaft zieht. Diese Krankheit soll, immer nach Angabe aus landwirtschaftlichen Kreisen, bereits derart epidemisch sein, daß eben vollständig einwandfreies Saatgut in größerer Menge gar nicht mehr aufzutreiben ist. Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hat bei dem Reichsamt des Innern beantragt, daß für Erforschung der Blattrollkrankheit durch Versuche mit den verschiedensten Sorten usw. der Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft baldigst größere Mittel zur Verfügung gestellt werden. Ganz so schlimm wie es die Landwirte machen, scheint es aber denn doch nicht zu sein. Die Tatsachen weisen einstweilen noch auf eine Steigerung der Kartoffelernte hin. Der Phytopathologe (Pflanzendoktor) Professor Dr. Paul Sorauer hat sich dem Studium der in Rede stehenden Kartoffelkrankheit längere Zeit gewidmet; er tritt nun den Vorstellungen der Landwirte entgegen und weist darauf hin, daß irrtümlich eine Krankheitserscheinung der Kartoffelknolle auf Konto der Blattrollkrankheit gesetzt wird, die lediglich eine Folge allzugroßer Feuchtigkeit ist und die garnichts mit irgend einer Pilzkrankheit zu tun hat. Es handelt sich hierbei um eine gelbliche Verfärbung der Kartoffelknolle, die sich vom Nabel der Knolle aus durch den Gefäßbündelring verbreitet und bis in die Augen hineinwächst. Sorauer hat diese Erscheinung bei unzähligen Versuchen beobachtet und festgestellt, daß die verfärbten Flecke in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle einen parasitären Organismus nicht erkennen lassen. Mikrochemisch hat sich nachweisen lassen, daß die Verfärbung mit einer physiologischen Störung zusammenhängt; die sich in enzymatischen (Enzyme = eiweißartige Körper) Abweichungen und lokalen Zuckeranhäufungen äußert. Derartig erkrankte Knollen bieten allerdings den Parasiten einen günstigen Nährboden.

Die Fremdenlegion. Unter den sechs Deserteuren der Fremdenlegion in Casablanca, die kürzlich einen der zahlreichen diplomatischen „Zwischenfälle" verursachten, waren drei Deutsche, aber man darf daraus nicht auf die Stärke des deutschen Bestandes in der Fremdenlegion überhaupt schließen. Die Mehrzahl der Fremdenlegionäre sind, wie der „Figaro" bemerkt, Elsaß-Lothringer; nach ihnen stellen allerdings immer noch die Deutschen zu den zwei Regimentern von je fünf Bataillonen, die mit einer Kopfstärke von 12 000 Mann die Fremdenlegion ausmachen, die meisten Soldaten. Nach der Statistik verteilen sich die Nationalitäten wie folgt: Elsaß-Lothringer (nach deutscher Auffassung natürlich auch Deutsche) 45 v. H., Deutsche (außer Elsaß-Lothringern) 12 v. H., Schweizer 8, Belgier 8, Franzosen 5, Spanier 5, Italiener 5, Österreicher 4, Holländer 4 und übrige Nationalitäten 5 v. H. Seit jeher ist das deutsche Element in der Fremdenlegion sehr stark vertreten gewesen, ja man nahm an, daß es die absolute Mehrheit bilde. Vor dem Kriege von 1870 war dies auch tatsächlich der Fall. Seitdem ist aber der Zufluß der Elsässer und Lothringer immer mehr gewachsen, hat die anderen Deutschen überflügelt und stellt heute mit seinen 45 v. H. das weitaus stärkste Element der Fremdenlegion dar. In den ersten Jahren nach der 1831 erfolgten Gründung der Fremdenlegion bestand die Truppe aus sieben Bataillonen, die nach Nationalitäten streng getrennt waren. Die Deutschen und die Schweizer bildeten das zweite und dritte Bataillon, aber bald ging man von diesem Einteilungssystem ab, dessen Mängel offenkundig sind, man vermengte die Nationalitäten und bildete so eine neue Einheit, in der nach den oben angegebenen Zahlen die Elsässer und die Deutschen allerdings vorherrschen. Die Mehrzahl der aus Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Preußen und Sachsen zuströmenden Legionäre sind Deserteure. Die französische Sprache bereitet ihnen große Schwierigkeiten, und viele von ihnen erlernen sie nie, die Kommandoworte und eine gewisse Anzahl unumgänglicher technischer Ausdrücke ausgenommen. Die Offiziere der Fremdenlegion sind ausschließlich Franzosen; für ihre deutschen Soldaten finden sie Worte höchsten Lobes. In der Tat geben diese Legionäre, die in der Regel von elsässischen und lothringischen Unteroffizieren befehligt werden, ihren Vorgesetzten mehr Grund zur Zufriedenheit als zum Gegenteil. Die Disziplin ist der Zusammensetzung der Truppe entsprechend unbeugsam streng, und Fahnenflucht ist sehr häufig. Oft vergehen Monate, ohne daß ein Legionär seinem Truppenteil entflieht, dann aber kommen bisweilen Wochen, in denen Desertion auf Desertion folgt.

Der Storch von Rositten. Von der Vogelwarte Rositten teilt der Leiter Dr. Thienemann der „Tägl. Rundschau" folgendes mit: „Herr Loisy, Leutnant im 1. Kolonial-Infanterieregiment zu Cherbourg in Frankreich, kommandierte im Oktober 1906 einen französischen Militärposten in Wadei, Tsadgebiet im mittleren Nordafrika. Da bringt ihm eines Tages ein Eingeborener aus der Umgebung des Fittrisees (ein Bulala) ein Storchbein, das mit einem die Aufschrift „Vogelwarte Rositten, Ostpreußen, Germania" tragenden Aluminiumring versehen ist. Man weiß natürlich mit dieser rätselhaften Inschrift zunächst nichts weiter anzufangen; aber der Herr verwahrt den Ring, kehrt später in die Heimat zurück, liest dort in einer französischen Zeitschrift von den Versuchen der Vogelwarte Rositten und tritt daraufhin sofort mit mir in Verbindung. So hat der Storch doch noch seine wissenschaftliche Bestimmung erfüllt. Der Ring soll in nächster Zeit eintreffen. In seinem zweiten Schreiben fügte Herr Leutnant Loisy eine selbst entworfene Skizze von der fraglichen Örtlichkeit bei, worauf durch ein Kreuz der Erbeutungsort genau angegeben ist. Er liegt am Nordrande des Fittrisees, also 13 Grad nördlicher Breite. Dort wurde der Storch in Schlingen gefangen. Es ist nicht anzunehmen, daß er vom Mittelländischen Meere aus etwa gradlinig durch Tripolis und die Sahara nach Süden gewandert ist, sondern er wird das Niltal aufwärts gezogen sein, um dann, einen Nebenfluß benutzend, nach Westen vorzudringen. Der Fall ist für mich noch von besonderem Interesse, da ich den Storch Nr. 85 persönlich im Nest gezeichnet habe, und zwar am 21. Juni 1906 in Seligenfeld bei Schönfließ, ganz in der Nähe von Königsberg i. Pr. Es waren drei Junge im Neste, welche die Nummern 84, 85 und 86 erhielten. So war dieser Storch im Oktober 1906 bereits in seiner afrikanischen Winterherberge angelangt.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtliche in Lübeck.

„Lieber Gott, der weiß," sagte John, indem er ihm die Flasche reichte; „eine Hand wäscht die andere, und auf der Welt fügt sich das manchmal sonderbar. Aber wenn Ihr nicht so in Eile seid, so steigt ein bißchen ab. — Wollt Ihr denn noch weit heut abend?"

„Ein tüchtiges Stück," sagte der Mann, indem er ansetzte und einen langen Zug aus der Flasche tat. „Donnerwetter, der Rum ist gut! Aber wie spät ist's wohl?"

„Nach dem Licht muß es etwa sieben vorbei sein."

„Noch nicht später?" brummte der Kutscher, indem er nur zögernd die Flasche zurückgab; „da hätt' ich mich bös in der Zeit versehen."

„Ihr seid noch zu früh?" frug John vorsichtig.

„Hm, ja, ein bißchen, wie weit hab' ich wohl bis zu dem Haus von hier zu fahren?"

„Vielleicht zehn Minuten, denk' ich, wenn Ihr Eure Pferde laufen laßt, vielleicht nicht so weit. — Scheinen ein paar muntere Tiere zu sein."

„Laufen wie der helle Teufel!" versicherte der Kutscher in dem angenehmen Gefühl, seine Pferde loben zu können. „Sollen aber auch noch eine tüchtige Strecke heut abend ausgreifen."

„Na, dann laßt sie noch einen Augenblick ruhen, wenn Ihr Zeit habt," meinte John, der sich hier ziemlich sicher fühlte, denn in der jetzt einbrechenden Dunkelheit und mit dem Busch neben sich hatte er nichts zu fürchten. — „Wenn Ihr die ganze Nacht fahren wollt, wird Euch ein tüchtiger Schluck Rum im Magen gewiß nichts schaden."

„Nein", wahrhaftig nicht!" rief der Kutscher, „und Ihr meint, es wäre noch nicht weiter als sieben Uhr?"

„Höchstens ein Viertel auf acht. An der Kirche in Saalsburg schlugs drei Viertel, als ich dort vorbeiging, und das kann höchstens eine halbe Stunde sein."

„Dann hab ich auch noch eine gute halbe Stunde Zeit!" rief der Mann, indem er seine Zügel zusammennahm und nicht neben John vom Bocke sprang; „hols der Henker, solch einen Rum trieg ich doch nicht wieder, bis ich nach Gawlertown komme, und selbst dann sind vielleicht die Buden alle zu."

„Nach Gawlertown? hm, eine hübsche Strecke! da werden die Pferde warm werden, aber der Weg ist gut. Wollt in Gawlertown übernachten?"

„Bst, Mate," sagte der Mann, nachdem er noch einen herzhaften Schluck aus der ihm wieder dargereichten Flasche getan, „darf nicht aus der Schule schwatzen."

„Haha, ich verstehe!" lachte John. — „Hat jemand hier Schulden und will durchbrennen? Na, mich geht's nichts an, ich habe nichts von ihm zu fordern, und ich verrat' ihn nicht. Übrigens werd' ich wohl schwerlich wieder in die Gegend kommen und kenne auch niemanden hier."

„Schulden sind's nicht!" lachte aber der Kutscher, indem er seinen neugewonnenen Freund, durch den Rum gesprächig gemacht, zutraulich in die Seite stieß. — Liebesgeschichte, verstanden? — Die zahlen auch am besten, denn mit einem, der wegen Schulden durchbrennt, kann unsereiner keine Geschäfte machen. Die Art ist froh, wenn sie zu Fuß laufen kann."

„Liebesgeschichte, so?" sagte John, wie verächtlich mit dem Kopfe schüttelnd; „hätte dar nicht gedacht, daß jemand hier in Australien deshalb durchbrennen müßte. Der Mädchen laufen doch gerade genug in der Welt herum."

„Aber nicht lauter Goldfüchse," lachte der Kutscher, der die Flasche noch immer nicht losließ und einen neuen Angriff darauf beabsichtigte. „Der alte Nischke oder Pischke, wie der Kerl heißt, soll steinreich sein, und ich denke mir, die Tochter wird sich wohl einen Sack voll Goldstücke mit auf die Fahrt nehmen."

„Phew," pfiff John leise zwischen den Zähnen durch. Im Nu fuhr ihm ein neuer Gedanke durch's Hirn, der selber ihm, dem abgehärteten Verbrecher, das Herz rascher schlagen machte. „Das glaub' ich, da wird das Glückskind, das sich eine solche Frau stiehlt, auch nicht schlecht zahlen."

(Fortsetzung folgt.)

Dieser Beschluß fand ebenfalls die Zustimmung des deutschen Parteitages. Damit ist die Bahn zur neuen Tätigkeit frei.

Frauen, nun gilt es, zu beweisen, daß Eure früheren Worte, die so oft gefallen: „ja, wenn die Frauen sich politisch organisieren könnten, dann würden wir auch beitreten", ernst gemeint waren.

Proletarierinnen aller Orts! Werft die Gleichgültigkeit, die ihr bislang so oft dem politischen Leben entgegenbrachtet, beiseite, denn jetzt ist den Frauen die Möglichkeit geboten, sich politisch gleich dem Manne zu organisieren. Zeigt durch euren Masseneintritt in den sozialdemokratischen Verein der herrschenden Gesellschaft aller Orts, daß die Frauen die Vereinsfreiheit dazu benutzen, um den Klassenkampf auch innerhalb der Frauenwelt in die richtigen Bahnen zu lenken.

Der Vereinsfreiheit muß das Wahlrecht der Frauen folgen! Erst dann hat die Frau dieselben Staatsbürgerrechte, die heute der Mann besitzt.

Die Frauentagung hat uns neue Wege gezeigt, auf denen es dem Endziel entgegengeht. Proletarierinnen wacht auf! Besinnt euch auf eure Menschenrechte und kämpft für dieselben innerhalb der Sozialdemokratie.

Unsere Losung muß sein: Auf zu erneuter, fruchtbringender Arbeit unter dem Freiheitsbanner der Sozialdemokratie!

Kleines Feuilleton.

Ein Märtyrer unter den Indianern.

Ein Mann, der eine Art von Heldenleben geführt und doch weder mit seinen Leistungen noch mit seinem gleichfalls heroischen Ende eine gebührende Beachtung gefunden hat, ist ein Engländer namens Sparkman, der sein Leben der Erforschung eines Indianerstamms gewidmet hat, mit dem er lebte und von dem er schließlich auch ermordet wurde. Der Wohnplatz dieser Indianer, die den Namen Luiseno führen, ist die Landschaft von San Diego in Kalifornien. Gerade vor seiner Ermordung, die im Mai 1907 stattfand, hatte Sparkmann ein vollständiges Lexikon der Sprache dieser Leute und außerdem einen Bericht über die Kultur dieses Stammes fertiggestellt. Letzterer ist in den Denkschriften der kalifornischen Universität für Altertums- und Völkerkunde veröffentlicht worden. Die Lebensweise der Luisenoindianer steht nach den Angaben ihres kühnen Erforschers in mancher Hinsicht recht tief. Ihre Nahrung zum Beispiel besteht vorzugsweise in verschiedenen Arten von Eicheln, aus denen sie ein Mehl bereiten, indem sie die Früchte in einem Steinmörser zermahlen. Der Mörser ist ein einfacher Stein mit einer flachen Höhlung, der von einem beckenförmigen Korb umgeben wird, in dem beim Schlagen mit dem Stößel die fliegenden Teile aufgefangen werden. Wenn durch fortgesetzte Benutzung des Steins die Höhlung tief genug geworden ist, wird der Korb als überflüssig beseitigt. Die Indianer kennen unter anderen eine Sitte, die ziemlich weit verbreitet ist, aber doch wohl als eine der merkwürdigsten gelten kann, auf die das Menschengeschlecht je verfallen ist, nämlich die sogenannte Couvade. Sie besteht darin, daß nach der Geburt des Kindes der Vater das Wochenbett hält oder sich jedenfalls mehr Pflege angedeihen läßt, als sie der Mutter bewilligt wird. Namentlich muß der Vater vor Erkältung in acht genommen werden, weil nach dem Glauben dieser Leute auch die Gesundheit des Kindes dadurch gefährdet werden würde. Freilich hat diese Sache nicht nur lediglich Annehmlichkeiten für den Vater, denn er muß zum Beispiel genau dasselbe essen, was der Säugling bekommt. Noch schlimmer ergeht es ihm, wenn das Kind stirbt, weil er dafür verantwortlich gemacht wird; er muß also die größte Vorsicht beobachten, namentlich auch mit bezug auf die Getränke, und führt während dieser Zeit ein wirklich sorgenvolles und wenig beneidenswertes Dasein. Umständliche Gebräuche haben diese Indianer auch für das Ereignis, das wir kurz als Konfirmation der Jugend bezeichnen würden. (Gemeint sind die bei sehr vielen primitiven Völkern üblichen Mannbarkeitszeremonien.) Es wird dann eine besonders würdige Persönlichkeit ausgewählt, die den jungen Leuten Unterricht erteilt. Darin erhalten sowohl Knaben als Mädchen allerhand gute Lehren über Lebensregeln und über die Vorschriften des guten Tons und auch angemessene Verwarnungen. Die ganze eigentümliche Kultur dieser Indianer ist wahrscheinlich von sehr hohem Alter.

Die Flucht.

In einem Vogelbauer aus dünnen, goldbestrichenen Stäbchen sitzt ein Kanarienvögelchen. Es sieht sich so mollig an, das weiche üppige Goldgefieder, das auf den zierlichen Beinchen gleichsam schwebt. Das Köpferl graziös nach hinten gebogen, den Schnabel im glänzenden Flaum eingebettet. Die Äuglein sind halb geschlossen, in lässiger Beschaulichkeit. Der Blick gelangweilt, noch nicht stumpf, zuweilen sehnsüchtig in die Ferne gerichtet. Ein Aufflackern durchfährt das kleine Köperchen, vielleicht die Sehnsucht, zu erfahren, was draußen wohl vorgeht. Der Wunsch steckt in dem kleinen Kerl, aber nicht der Mut zur Tat. Es betrachtet seinen engen goldenen Käfig, das wohlgefüllte Futtertröglein, ein Bild der Sattheit. Nein, es verlohnt sich nicht, in diesem engen Ding nur die Flügel zu lockern zu einem Flugversuch. Das bloße Rauschen und Flattern auf demselben Fleck ist etwas Halbes. Unser Kanarienvogel sinkt stumpf in sich zusammen. Wovon soll er auch singen, er hat nichts gesehen, nichts erlebt! Er hat bald nicht einmal mehr das bißchen Eitelkeit, sich graziös hinzuschmiegen und so zu scheinen, als ob er etwas wäre. Kiwitt! Kiwitt! grüßt es von außen herein. Wie elektrisiert wendet sich unser Vögelchen um und sieht einen großen, stattlichen Unbekannten. Er bringt einen frischen Luftzug mit und seine Stimme hat Mark.

„Na, Kleiner, Du langweilst Dich wohl?" fragt er und setzt sich auf ein Tischchen in des Käfigs Nähe. „Schade für Dich, wenn man so ausgestattet ist wie Du. Unser Vögelchen ist von dieser Anrede ganz beklommen. Dann reckt es sich auf, voll Begeisterung, angefeuert durch die Schmeichelei des Fremden. „Wer bist Du, was tust Du, was ist dort draußen?" fragt es ganz wirr. „Ei, lacht der Fremde, „ich bin nur ein Fahrender, einer von den vielen, die mir gleich sind, da draußen. Ich lebe, um das Leben zu spüren und lasse mir alles am Kopfe vorbeisausen. Ich liebe zu wachen, denn draußen ist es Tag." Das Kanarienvögelchen denkt nach und spricht: „Laß mich zu Dir, auch ich lasse die Nacht hier innen. Nein, nicht die Nacht, sondern die Dämmerung hier lasse ich, denn sie läßt uns nichts sehen, nichts begründen, es ist alles verschwommen. Sie ist eine Lüge."

„Du gefällst mir Kleiner," sagte darauf mit freudiger Stimme der Fremde „Dein gleißender Kerker, diese üppigkeit hier ist gefährlicher denn draußen Not und Gefahr. Deine Seele stirbt darin ab, Dein Empfinden wird dumpf als ob keines da wäre. Viel Hohlheit ist nötig, um diese Leere ertragen zu können, Aber noch viel mehr Eitelkeit. Und Eitelkeit ist der Abschluß, darüber hinaus kann sich nichts mehr entwickeln." Der Fremde lehnte sich mit seinem Gewicht gegen das Gitterchen, daß es aufsprang. Unser mutiges Vögelchen verließ klopfenden Herzens seinen engen Palast und ließ alles zurück. Zitternd gings hinaus, ins Leben, zum Licht, dem Unbekannten entgegen.

Es hatte nicht einmal eine Träne im Auge.

Humoristisches.

Ein Erkennen. Herr A., der einen aus dem Auslande zurückgekehrten Freund zu Tisch eingeladen hat, erzählt diesem von der Klugheit und dem erstaunlichen Gedächtnis seines Söhnchens. „Ich bin überzeugt, der Junge erkennt dich wieder; er erinnert sich jedes Gesichtes, das er einmal gesehen hat," schließt er. Jetzt erscheint Frau A. mit dem Kleinen: „Kennst du mich noch, kleiner Mann?" fragt der Fremde nach der Begrüßung. — „Ja, du bist der Mann, den Papa vorigen Sommer einmal mitbrachte, und wegen dem Mama so bös war, daß sie acht Tage lang nicht mit Papa geredet hat."

Das Dienstzeugnis. Doktor (zu seiner abziehenden Köchin): „Ich kann Ihnen kein gutes Zeugnis ausstellen." — Köchin: „Das tut nix, Herr Doktor. Schreiben Sie's nur so, wie Sie Ihre Rezepte schreiben."

Zeitgemäße Frage. Richter: „Was hat der Gefangene getan?" — Polizist: „Man hat ihn mit einer Höllenmaschine betroffen." — Richter: „Anarchist oder Motorist?"

Der deutsche Fremdenlegionär. „Sag' mal, Müller, warum bist du denn nicht zu der deutschen Kolonialtruppe gegangen?" — „Ja, weißt du, mein Korporal, wie ich mich seinerzeit dazu gemeldet habe, hieß es beim Bezirkskommando, ich sei ja 'n verflucht schneidiger Kerl, hätte aber in meiner Jugend viermal die Kirche geschwänzt. Leute mit solcher Führung könnten se nich gebrauchen!"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 40. Mittwoch, den 14. Oktober 1908.

Die Brief-Adresse.

Frei nach dem Polnischen, von Adolf Burghardt.

Der Winter war ungewöhnlich streng. Ein scharfer Nordost wehte, die Dächer der Häuser bedeckten dichte Schneemassen, die Rinnsteine dicke Eiskrusten.

An einem dieser kalten Tage hörte der Postsekretär Robertin, als er sich eben an seinen Pult setzen wollte, das in Fächer eingeteilt war, in denen in alphabetischer Reihenfolge die postlagernden Briefe aufbewahrt wurden, ein leises Klopfen an der Tür des dunklen Korridors, in dem das Publikum zu warten pflegte.

Mit einem schnellen Griff öffnete Robertin den kleinen Schalter und sofort erschien in der viereckigen Öffnung ein großer, länglicher Kopf, der von brandrotem Haar umgeben war. Während der Postbeamte neugierig dieses merkwürdige Gesicht anschaute, reckte sich der Ankömmling empor, so daß man seine hagere Figur, die von einem altmodischen Rock umschlossen wurde, deutlich sehen konnte. Der Fremdling trug ein kurzes Röckchen mit schon stark abgenutzten Schnüren, dazu hellgraue Beinkleider, die wie angeklebt an seinen mageren Beinen saßen. Dieses Bild der bittersten Armut vervollständigte ein altes — Fagott, das auf dem Rock unter dem linken Arme befestigt war. Der arme Kerl zitterte vor Kälte, er bot ein Bild des Jammers.

Auf dem abgehärmten Gesicht des armseligen Menschen spiegelte sich ein maßloses Weh ab, welches davon Zeugnis ablegte, daß er sich schwer plagen mußte, um sich über Wasser zu halten. Die Demut, welche aus seinen großen und ausdrucksvollen Augen leuchtete, rührte sogar den hartgesottenen Beamten Robertin, welcher in weniger barschem Tone, wie sonst, den Fremdling fragte:

„Was wünschen Sie?"

„Ich bitte sehr um Verzeihung," antwortete der Fremde in reinem elsässischen Dialekt, „ich heiße Zimmermann und wollte mich erkundigen . . ."

„Sie fragen gewiß nach einem Briefe unter dieser Adresse?"

„So ist es!"

„Und woher soll er sein?"

„Aus Schwalbach!"

Der Beamte steckte den Kopf in die Tiefe seines Schrankes und zog nach einer Weile mit geübtem Griffe einen Brief in einem schlichten Kuvert hervor, auf den gleich oben mit ungelenken Schriftzügen folgende Adresse gekritzelt war: „Herrn Zimmermann, Musikkünstler, zurzeit in Paris. Postlagernd."

Diese sechs Zeilen, eine immer schlechter wie die andere geschrieben, ließen in bezug auf Kalligraphie alles zu wünschen übrig.

Oberhalb dieser sechszeiligen Adresse prangte, mit Blaustift geschrieben, eine Ziffer, sowie ein Postvermerk, weil der Brief unfrankiert aufgegeben war. Deshalb sollte der Empfänger bei der Aushändigung des Briefes 20 Centimes Strafporto zahlen.

Robertin reichte Zimmermann den Brief. Nachdem dieser die Adresse mit gespanntester Aufmerksamkeit gelesen hatte, was einige Minuten erforderte, gab Zimmermann den Brief dem Beamten wieder zurück.

„Ist der Brief nicht für Sie?" fragte dieser verwundert.

„Ja — nein, das heißt eigentlich . . . Doch nein, er ist nicht für mich," stotterte Zimmermann verlegen, während eine Blutwelle in sein Gesicht schlug.

„Nun, dann ist nichts weiter für Sie hier," antwortete der Beamte ärgerlich.

„Dann werde ich so frei sein, ein anderes Mal wiederzukommen," sagte demütig in bittendem Tone der Mann mit dem Fagott und entfernte sich langsam.

Robertin hatte den wunderlichen Musikanten schon vergessen, als er ihn nach Verlauf von etwa zwei Tagen wiederum vor sich bemerkte. Während dieser Zeit war in der Tat ein Brief für Zimmermann eingelaufen, jedoch mit der gleichen Adresse wie vorher. Der Beamte ergriff unwillkürlich, da er sich der Person des Empfängers wohl erinnerte, den Brief im Schranke und hielt ihn Zimmermann hin. Diese besondere Vorsicht war nötig, da auch dieses Kuvert mit verschiedenen Schriftzügen und mit denselben ungeübten Buchstaben beschrieben war.

Nun wiederholte sich dieselbe Geschichte, wie das erstemal. Zimmermann betrachtete das Kuvert von allen Seiten. Nachdem er Buchstabe für Buchstabe der so wunderlich geschriebenen Adresse entziffert hatte, gab er den Brief kopfschüttelnd dem Beamten zurück, verneigte sich mit der ihm eigenen Demut und entfernte sich.

Inzwischen waren wohl 14 Tage verstrichen, da erschien Zimmermann zum dritten Male am Postschalter. Kaum hatte ihn Robertin erblickt, als er den Entschluß faßte, dieses merkwürdige Rätsel zu lösen. Der alte Beamte war im Grunde eine gutmütige Haut, aber er konnte es nicht vertragen, daß man Scherz mit ihm trieb, und er argwöhnte, daß dieser merkwürdige Kunde ihn nasführen wollte. Er bildete sich ein, daß er die Zielscheibe des Spottes sei. Deshalb fertigte er den Mann mit dem Fagott barsch ab und der schlich davon, wie ein geprügelter Hund.

Am nächsten Sonntag, kaum war das Amt geöffnet worden, hatte Zimmermann im dunklen Vorraum Posto gefaßt. Behutsam klopfte er an die Tür, die zur Abteilung Robertins führte. Dieser war schon auf dem Posten, er hörte auch schon an dem Klopfen, wer sich eingestellt hatte.

„Wer ist da?" fragte er mit scharfer und strenger Stimme.

Der Mann mit dem Fagott, der seinen Kopf schüchtern durch den Schalter steckte, lächelte sanft und erwiderte bescheiden: „Entschuldigen Sie gütigst, Herr Vorsteher, ich bin eben gekommen . . ."

„Für Sie ist nichts da!" rief Herr Robertin.

„Nicht," wehklagte der Musikant. „Wirklich nichts? Dann bitte ich sehr um Verzeihung. Aber vielleicht haben der gnädige Herr meinen Namen vergessen. Ich heiße Zimmermann . . ."

„Das weiß ich," knurrte der Beamte.

„Es ist nichts da?" fragte der andere nochmals. „Nein? Das ist garnicht möglich!"

„Hier ist zwar ein Brief aus Schwalbach," erklärte Herr Robertin mit eisiger Ruhe, „aber weil Sie schon wiederholt die Annahme von Briefen unter der Adresse Zimmermann verweigert haben, liegt für mich keine Veranlassung vor, Ihnen diesen neuesten Brief zu zeigen."

Der Musikant sah den Beamten sprachlos an, Leichenblässe bedeckte sein abgehärmtes Gesicht. Ein schmerzlicher Krampf verzog seine Lippen, in seinen tiefliegenden Augen schimmerte eine Träne.

Robertin mußte alle seine Willenskraft zusammennehmen, um keine Spur von Mitleid mit diesem Menschen zu zeigen, der ihm Verdacht einflößte.

„Sie wollen mir also diesen Brief nicht zeigen?" stammelte Zimmermann mit flehentlicher Stimme.

Was hätten Sie denn davon, wenn ich es täte?" forschte der Beamte.

„Ach, ich will mir ja nur die Adresse ansehen, nur ansehen, liebster, gnädigster Herr!" bettelte Zimmermann.

„Sie sind wohl des Teufels!?" schrie der Beamte, „ich bin doch nicht dazu da, um Ihre tollen Einfälle zu befriedigen. Da müssen Sie sich schon einen Dümmeren aussuchen! Damit warf er krachend das Schalterfenster herunter.

. . . Plötzlich blieb er bestürzt stehen. Aus dem Dunkel des Vorzimmers drang ein herzzerreißendes Schluchzen an sein Ohr. Der arme Musikant, der seinen Kopf in beide Hände vergraben hatte, hatte sich in eine Ecke gedrückt und weinte bittere Tränen.

„Was ist denn mit Ihnen los? Was ist Ihnen denn geschehen?" rief Robertin ganz entsetzt, indem er sich dem Schluchzenden näherte.

Der Weinende trocknete seine Tränen und erhob langsam sein Haupt. Er versuchte, ein Lächeln auf sein Gesicht zu zaubern, aber dieser Versuch mißlang gänzlich.

„Verzeihen Sie mir," stammelte er, „aber das geht über meine Kräfte. Ich konnte es nicht länger aushalten, und es ist deshalb am besten, wenn ich Ihnen die volle Wahrheit

sage. Ich bin ein Schwalbacher Kind. Aber ich mußte mein Heimatsdorf verlassen, weil ich dort nicht so viel zu verdienen vermochte, um meine Familie ernähren zu können. Da bin ich denn nach der Hauptstadt gewandert. Hier blase ich das Fagott . . . wissen Sie — — auf den Höfen. Da werden mir immer einige Sous zugeworfen und die schicke ich alle nach Hause. Zu essen geben mir die Dienstmädchen auch — die Nacht verbringe ich in einem Pferdestalle — sehen Sie, ich lebe! Aber zu Hause — Du lieber Himmel, meine Frau hat kein Geld, um das Porto bezahlen zu können. Da haben wir eine Verabredung getroffen. Sie werden gewiß schon bemerkt haben, daß die Adresse der an mich einlaufenden Briefe stets aus sechs Zeilen zusammengesetzt ist, deren jede von einer anderen Hand geschrieben ist. Die Adresse schreibt meine ganze Familie. meine Frau beginnt und das jüngste Kind, dem noch die Hand geführt werden muß, kritzelt das letzte Wort. Ich brauche also nur die Adresse zu lesen, da weiß ich, ob zu Hause Gesundheit oder ob Krankheit und Kummer herrschen. Das Kuvert erzählt mir alles. Und nun, da Sie alles erfahren haben, vernichten Sie nicht die Zukunft eines armen Vaters, dessen Leben, dessen ganze Welt Frau und Kinder bedeuten. Gnädigster, bester, liebster Herr, verzeihen Sie mir!"

Herr Robertin fuhr sich mit seinem Taschentuche einige Male über das Gesicht . . . es war ihm wahrscheinlich trotz der Kälte warm geworden. Dann gab er dem Fagott-Hofmusikanten den Brief, entnahm seiner Börse drei Franken, warf sie in seine Amtskasse und legte dafür Freimarken auf das Schalterbrett.

„Zum Frankieren," schrie er den draußen Stehenden an: „Sie dürfen den Staat nicht betrügen . . ." Damit zog er den Vorhang, nahm eine Prise und addierte weiter.

Der Ruf der Gerechtigkeit.

Es ist noch gar nicht so lange her, da ging Göttin Gerechtigkeit wieder einmal verkleidet durch die Lande. Sie hatte gehört, daß es auf der Erde ziemlich bunt zuginge, und daß im Namen der Gerechtigkeit haarsträubende Ungerechtigkeiten begangen würden.

Und die Göttin mußte sich gestehen, daß eine Besichtigung hochnotwendig geworden war, denn die Erde hatte sich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert: eiserne Schienenstränge spannten sich über die Gefilde; eilige, pfeifende Ungeheuer rasten auf den Schienen hin und her, trugen die Menschen landauf, landab; über den Landstraßen, über die noch vor wenigen Jahrzehnten gelbe Postkutschen gerumpelt waren, glitzerten starke, eiserne Schnuren, liefen von Stange zu Stange und gaben in Buxtehude das Wort wieder, das man ihnen in den Karpathen aufgetragen.

Verschwunden waren die kleinen, gartenumfriedeten Häuser, in denen früher der Schuster seinen Kunden die Stiefel nagelte, oder der Klempner pfeifend ein Dutzend Blechgefäße nach Maß zurechthämmerte. Dafür reckten sich die hohen, steinernen Häuser der Großstadt zum Himmel und die Menschen seufzten in den Kolossen nach Licht und Luft und Brot.

Sie seufzten, murrten und fluchten, legten sich am Abend in den steinernen Gefängnissen schlafen und zogen bei nebelbleichem Morgenlichte durch die Straßen hinaus in die Vorstädte, wo schwarze Schornsteine qualmten.

Verständnislos betrachtete die Gerechtigkeit die dunklen Züge der Männer und Frauen, die bei Frühdämmerung sich durch die Straßen ergossen. Und inmitten eines Frauentrupps sah sie auch eine Blondine mit frühzeitig gealtertem Antlitz, erinnerte sich eines von früher her bekannten Gesichts, mischte sich in die Reihen der marschierenden Menschen und sprach die Blondine fragend an: „So früh schon auf? Bist Du nicht Kathrin, die Tochter des Tischlermeisters Ullrich?"

„Ach was, mein Vater war einmal Tischlermeister," antwortete die mürrisch, „die Kundschaft lief ihm davon, weil die Möbelfabrik kam und billiger lieferte. Und da hat er sich an seiner Hobelbank zu Tode geschuftet."

Auf dem Gesicht der Gerechtigkeit breitete sich Entsetzen. „Und die Brüder?"

„Die mußten froh sein, daß sie in der Möbelfabrik an den Maschinen Arbeit bekamen."

„Aber Du? Kannst Du nicht daheim bleiben? Strümpfe stricken? Linnen?"

Jetzt lachte die Blonde sogar. „Die Strümpfe stricht die Strickmaschine und Linnen webt der von Dampf gejagte Webstuhl schneller als ich — ich reiche ihm nur das rohe Futter hin und passe auf, daß er nicht daneben packt. . . ."

Die Blonde brach im Reden hastig ab, weil einige Fabrikpfeifen schrill durch die Morgenluft riefen. Göttin Gerechtigkeit aber schüttelte gedankenvoll den Kopf, grübelte den kummerharten Worten der Blonden nach und merkte kaum, daß sie mit einem wortkargen Menschentrupp durch eiserne Tore in einen Fabrikhof glitt und schmale, steinerne Treppen emporstieg.

Erst ein Pfeifen und Sausen und Schnurren, das an den Wänden und an der Decke des Fabriksaales entlang zu eilen schien, riß die Göttin aus der Versunkenheit.

Die Gerechtigkeit erschrak und sah, wie die mörderischen Schwungräder sich drehten, als wollten sie nie wieder stillstehen, wie ratternde, ächzende Ungeheuer mit eisernen Gliedern zuckten, stampften, sägten, schnitten und nach den Menschen schnappten, die an den eisernen Gesellen auf und ab eilten.

Und ein bärtiger Mann, der an einer zerarbeiteten, langen Werkbank stand, zeigte mit gereckter, klobiger Hand nach einer solchen stampfenden Maschine, aus derem Bauch kleine Blechkasten zu Tage kollerten, und murmelte einem bleichen Nachbar über die Werkbank zu: „Die neue Zwickmaschine ist ein Teufelsding. Die arbeitet so sauber, daß an den Blechkästen bald kein Feilstrich mehr nötig ist. Da werden wir hier wohl bald am längsten die Feile in der Hand gehabt haben und bald auf der Straße draußen liegen."

Um den Mund des Bleichen glitt ein banger Zug. Der Blonde aber packte seine Feile fester, bestieß damit die Ecken und Kanten der kleinen, viereckigen Blechkästen, die er hurtig durch die Hände gleiten ließ, und sagte nochmals, wie in Gedanken versunken, ganz langsam: „Verflucht! Da werden wir bald auf der Straße liegen . . ."

Wieder schüttelte die Gerechtigkeit den Kopf, aber diesmal lief ihr die Röte der Entrüstung übers Gesicht. Und indem sie nach dem zu Haufen getürmten Reichtum wies, den die Maschinen ausgespien, tönte ihre Stimme hell und zornig durch den Lärm des Fabriksaales: „Aber, Menschenkinder, so freut Euch doch, wenn Euch die Maschine die Arbeit leistet! Gehört denn dieser Reichtum nicht Euch?"

Frauen und Mädchen kamen erschrocken hinter den Maschinen hervor, und die Männer längs der Werkbänke wandten wortlos ihre Köpfe nach der Fremden dort inmitten des Saales.

Nur der Bärtige erholte sich rascher als die anderen, stieß seinen Nachbar mit der Feile an und sagte spöttisch: „Guck' Dir die an! Die scheint nicht einmal zu wissen, daß der ganz Kram hier dem Fabrikbesitzer gehört, dem Herrn der Maschinen."

Jetzt lachten auch die anderen überlegen, während die Augen der Göttin weiter und weiter wurden. Dann reckte sie sich höher, und ihre Stimme klang wie eine Fanfare, die zum Sammeln ruft: „Ja, seid Ihr denn noch immer nicht weiter, als Ihr vor hundert Jahren war't? Aus toten Werkzeugen sind schaffende Riesen geworden, und aus denen, die diese Riesen erzeugten, hilflose Knechte? Seid Ihr nicht die geborenen Herren der Maschine, Ihr, die Ihr die eisernen Geschöpfe bändigt, füttert, bedient?! Ich bin die Gerechtigkeit: in meinem Namen nehmt die Reichtümer, die der eiserne Geselle Euch hinwirft, und verteilt sie unter die Menschheit!"

Die aufgereckte Frau in der Mitte des Arbeitssaales verschwand, als zerflösse sie in der Luft. Über die Dielen aber kam ein großer, schwerer Mann dahergestürmt. Er unterschied sich von den Arbeitenden durch eine weiße Weste, weißglänzenden Kragen, frisch geblitzelten Gehrock, reichlicheres Körpergewicht, und schrie mit wütendem Gesicht: „Was für'n gottvergessenes Geschöpf führt hier denn so aufrührerische Reden? Macht Euch an die Arbeit. Im übrigen: „Wer beim Reden erwischt wird, der fliegt raus aus meinem Betriebe!"

Die Männer und Frauen des Fabriksaales hörten die Drohung des Großen kaum. In ihren Ohren gellte noch immer der Ruf der Gerechtigkeit: „Nehmt die Reichtümer, die der eiserne Geselle Euch hinwirft, und verteilt sie unter die Menschheit!"

Am selben Tage noch ging der Ruf von Mund zu Mund, von Fabrik zu Fabrik, von Arbeiterviertel zu Arbeiterviertel, von Land zu Land.

* * *

Und seit dieser Stunde scharen sich die Arbeiter, die den Ruf der Gerechtigkeit vernommen, zu großen Heerhaufen und kämpfen im Namen der Gerechtigkeit für die Sache der Menschheit.

Robert Grötzsch.

Für unsere Frauen.

An die Genossinnen Deutschlands!

Genossinnen! Der Aufruf des Parteivorstandes: „An die Genossen" ist durch die Parteipresse bereits zur allgemeinen Kenntnis gelangt. Er weist auch auf die Situation hin, welche das Reichsvereinsgesetz schafft, wonach es den Frauen aller deutscher Bundesstaaten fürderhin nicht mehr verwehrt ist, als Mitglieder in die politischen Vereine einzutreten. Daß die Genossinnen, die bisher in losen Organisationen oder in unpolitischen Bildungsvereinen Zusammenschluß suchten, nunmehr — soweit dies noch nicht geschehen ist — ihren Eintritt in die Parteiorganisationen vollziehen, wird sicher von allen als selbstverständliche Pflicht angesehen werden.

Doch noch andere Aufgaben nicht minder wichtiger Natur harren ihrer Erfüllung durch die gemeinsame Tätigkeit der Genossinnen. Es gilt allerorts eine intensive Agitation zu entfalten, um die breiten Schichten proletarischer Frauen für die sozialistischen Ideen zu begeistern und sie unseren Organisationen zuzuführen. Es gilt für die Genossinnen ferner, nach besten Kräften innerhalb der Organisationen bei allen vorkommenden Arbeiten mitzuwirken, ganz gleich, ob es sich um Wahl-, Verwaltungs- oder sonstige Arbeiten handelt. Bei der Neuwahl des Verwaltungskörpers, der Agitationskommissionen usw. sollten deshalb die Genossinnen sich rechtzeitig mit den Genossen des Orts ins Einvernehmen setzen, damit in den Vorstand und in die Kommissionen mindestens eine Genossin gewählt wird, die in Übereinstimmung mit den übrigen Vorstands- und Kommissionsmitgliedern in planvoller Weise die Agitation unter ihren Klassenschwestern entfalten kann, die aber auch entsprechend den statutarischen Bestimmungen des in Nürnberg angenommenen Organisationsvorschlages die Schaffung von Einrichtungen anregt, die der theoretischen und praktischen Schulung der neugewonnenen weiblichen Mitglieder dienen.

Im Hinblick auf die vermehrten Aufgaben der fortgesetzt erstarkenden proletarischen Frauenbewegung, die auf dem Nürnberger Parteitage und der ihm voraufgegangenen Frauenkonferenz gewürdigt worden sind, ist das Frauenbureau erweitert und damit seine Arbeitsfähigkeit gesteigert worden. Die Unterzeichneten, die durch das Vertrauen der Genossinnen auf diesen Posten berufen wurden, werden natürlich ihre ganze Kraft einsetzen, sich dieses Vertrauens würdig zu zeigen. Ihre Tätigkeit kann jedoch nur dann zu einer für die Bewegung nutzbringenden werden, wenn sie allerorts die treue, opferfreudige und begeisterte Unterstützung der Genossinnen finden. Zu dieser Unterstützung rufen wir Euch hiermit auf. Durchdrungen von der Erkenntnis, daß die proletarischen Massen nur durch eigene Kraft, durch ihre wachsende Zielklarheit und Macht imstande sind, sich zu befreien aus politischer Rechtlosigkeit und ökonomischer Knechtschaft, gilt es nunmehr mit verdoppelter Energie daran zu arbeiten, alle Glieder unserer Klasse einzureihen in die Kadres unserer Organisation. Vor allem müssen wir bestrebt sein, ihnen auch die Frauen zuzuführen, die Klassenkämpferinnen und Rekrutenerzieher für den Klassenkampf gleichzeitig sein sollen.

Agitieren, organisieren, disziplinieren und theoretisch schulen: das sei deshalb auch für dieses Jahr unsere Parole. Darum Genossinnen: Vorwärts! Aus Werk!

Mit Parteigruß

Berlin, 1. Oktober 1908.

Ottilie Baader.
Luise Zietz.

Vorwärts, auf neuer Bahn!

K. Eine Tagung von eminenter Bedeutung für die Sozialistinnen Deutschlands hat in Nürnberg vor kurzer Zeit stattgefunden. Auf dieser Konferenz handelte sich doch darum, die Frauenbewegung in neue Form und Bahn zu lenken, sie der Gesamtpartei praktisch anzugliedern, wie es das Vereins- und Versammlungsrecht zurzeit gestattet. Doch auch andere brennende Fragen, wie die sozialistische Erziehung im Hause und die Jugendorganisation harrten der Beratung durch Frauen und Mütter.

Als Beweis, daß die Werbekraft der Sozialdemokratie auch in der Frauenwelt immer größere Erfolge zu verzeichnen hat, dürfte die überaus zahlreiche Delegation zur Frauenkonferenz gelten. Aus allen Gegenden waren die schlichten Arbeiterfrauen herbeigeeilt, um zu raten und zu taten. Mit viel Geschick, Verständnis und großem Idealismus, um den sie ein Teil der christlichen Presse beneidet, erledigten die Genossinnen die verschiedenen Fragen.

In vortrefflicher Weise schilderte Genossin Dunker-Stuttgart „die Erziehung im Hause". Durch kleine Beispiele aus eigener praktischer Erfahrung wurde der im gemütlichen Plauderton gehaltene Vortrag wirksam belebt. Das Referat wird in Broschürenform erscheinen, sicher wird das kleine Heftchen den Müttern manchen praktischen Hinweis im Verkehr mit ihren Kindern geben und so eine willkommene Anleitung zur sozialistischen Erziehung im Hause bilden.

Sind die Kinder jedoch der Schule entwachsen und als jugendliche Arbeitskraft in die Tretmühle des Alltagslebens eingepfercht, dann bedürfen sie ebenfalls noch der Leitung und der Erziehung durch die Mutter. Ferner brauchen die jungen Menschenkinder, um das Tun und Handeln sozialistisch denkender Eltern zu verstehen, Belehrung über die in der heutigen kapitalistischen Ära unerläßlichen Klassenkämpfe.

Die Belehrung ist umso notwendiger, als die Gesetzgebung die jungen Leute hindert, sich frühzeitig an der modernen Arbeiterbewegung zu beteiligen.

Genossin Zetkin machte darüber folgende beachtenswerte Ausführungen:

„Die sozialistische Jugendbewegung bedeutet eine der wichtigsten geschichtlichen Lebensäußerungen, deren Tendenz darauf hinausgeht, den von der kapitalistischen Produktionsweise erzeugten, von der bürgerlichen Ordnung entwickelten Individualismus als Prinzip der persönlichen Entwicklung und gesellschaftlichen Betätigung des Menschen bereits im Rahmen der bestehenden Ordnung bewußt zu überwinden und damit geschichtlich der sozialistischen Gesellschaft vorzuarbeiten, die nicht bloß in politischer und ökonomischer, sondern auch in geistig-sittlicher Beziehung eine neue einheitliche Weltanschauung verwirklichen wird. Praktisch stellt sich die sozialistische Jugendbewegung dar als ein Teil des allgemeinen proletarischen Emanzipationskampfes und zwar als einen Teil, der mit dem Fortschritt der kapitalistischen Produktion, der Verschärfung der Klassengegensätze und der Zuspitzung der Klassenkämpfe an Bedeutung gewinnt. Die reife, kämpfende Generation des klassenbewußten Proletariats darf nicht tatenlos zusehen, daß dessen jugendliche Glieder in dem kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb zu Lohndrückern und Streikbrechern, in der Kaserne zu Werkzeugen der brutalen Gewalt herabgewürdigt werden, welche die kapitalistische Klassenherrschaft schützen und verewigen sollen; daß bürgerliche Bewegungen Geist und Herz der proletarischen Jugend ihrer eigenen Klasse und deren historischen Aufgaben entfremden und mit bürgerlicher Ideologie vergiften. Sie muß, je mehr ihr zielbewußter Kampf das Gebiet ihrer Betätigung erweitert und die vorliegenden Aufgaben spezialisiert, um so eifriger darauf bedacht sein, Träger der proletarischen Emanzipationsbestrebungen zu erziehen, die eine gründliche und feste theoretische Erkenntnis mit praktischer Wirkungsfähigkeit und tatkräftigem, zukunftsfrohem Idealismus verbinden. Sie bedarf der vorwärtstreibenden, geistigen und sittlichen Vorzüge der Jugend als eines wesentlichen Faktors, der ihre eigene Bewegung jugendfrisch und jugendkräftig erhält. Sie ist im Hinblick auf das Endziel des Proletariats verpflichtet, für das Heranwachsen eines Geschlechts zu sorgen, das ihr eigenes Werk im besten geschichtlichen Sinne weiterführt, d. h. überflügelt."

Die Konferenz gab freudig ihre Zustimmung, sie fordert besondere Jugendorganisationen für die schulentlassenen Proletarier beiderlei Geschlechts. Deren Aufgabe soll es sein, neben der Förderung des allgemeinen Wissens auch die Körperpflege durch Spiel und Ausflüge zu betätigen und durch letztere die Liebe zur Natur in den jungen Leuten zu wecken.

Die Beratung der Organisationsform erledigte sich durch folgenden Beschluß: „Jede Proletarierin, die sozialistisch fühlt und denkt, ist verpflichtet, der sozialdemokratischen Parteiorganisation ihres Ortes beizutreten.

Unabhängig von den Vereinsabenden der Männer sind für die weiblichen Mitglieder Zusammenkünfte einzurichten, welche ihrer theoretischen und praktischen Schulung dienen.

Die weiblichen Mitglieder sind im Verhältnis zu ihrer Zahl im Vorstand vertreten. Doch muß diesem mindestens eine Genossin angehören.

Den weiblichen Mitgliedern des Vorstandes liegt es ob, die notwendige Agitation unter dem weiblichen Proletariat im Einvernehmen mit dem Gesamtvorstand und unter Mitwirkung der tätigen Genossinnen zu betreiben."